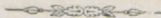


Decamerone vom Rigaer Stadt-Theater.





Emil Pohl.

379.

Decamerone

vom

Rigaer Stadt-Theater.

Mit Titel-Portrait.



Riga, 1883.

72512.

Druck und Verlag der Stahl'schen Buchdruckerei.

Von der Censur erlaubt. — Riga, den 9. December 1883.

2t.

TRD Raamafukogo

1203

i'39556074

Der Nachdruck ganzer Artikel ist verboten.

Vorwort.

Was dieses Buch enthält, ist dem baltischen Publicum bereits durch die Tagespresse bekannt geworden. Der Herausgeber sieht sich daher weiterer Erläuterungen überhoben. Nur um mißverständlicher Auffassung bezüglich des Zweckes des Buches zu begegnen, will er ausdrücklich bemerken, daß die Anregung zur Veranstaltung der vorliegenden Sammlung nicht von Angehörigen unserer Bühne ausgegangen, sondern daß ihm dieselbe einmal durch ähnliche Editionen des Auslandes und zweitens durch die Erwägung geboten worden ist, daß bei den persönlichen Beziehungen, welche die Mitglieder unserer Bühne mit vielen Kreisen unseres Publicums verbinden, einer solchen Sammlung vielfach mit Interesse begegnet werden würde.

Daß in diesem Buche das Opernpersonal, bis auf unseren vortrefflichen ehemaligen Capellmeister Adolf Hagen,

vollständig fehlt, liegt nicht am Herausgeber, sondern an der Zurückhaltung unserer musikalischen Kräfte. Wenn einmal die Technik sich so weit entwickelt haben wird, daß wir nicht nur Photographieen= sondern auch Phonographieen=Albums besitzen, dann wird der Herausgeber nochmals bei der Oper anklopfen und dann vielleicht mehr Entgegenkommen finden.

Auch sonst noch werden unter den Verfassern dieses Buches, zu denen nicht nur gegenwärtige, sondern auch ehemalige Mitglieder unserer Bühne zählen, Künstler vermißt werden, deren man hier noch immer mit Anerkennung gedenkt. Auch nach dieser Richtung hin ist sich der Herausgeber, der etwa fünfzehn Einladungen zur Betheiligung am „Decamerone“ an ehemalige Mitglieder unseres Theaters versandte, einer tadelnswerthen Unterlassung nicht bewußt.

Wenn der Herausgeber sich, im Interesse seines Unternehmens, noch eine Bitte gestatten darf, so ist es die, der geneigte Leser wolle die ihm hier gebotene Lectüre nicht in einem Zuge, sondern abschnittsweise zu sich nehmen. Trotz der 16 Autoren, welche an der Arbeit betheiligt sind, könnte die in der Natur der Sache liegende Ähnlichkeit des Stoffes doch leicht eine Ermüdung des Lesers zur Folge haben, die bei öconomischer Eintheilung der Lectüre vermieden werden kann.

Riga, im December 1883.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Director Emil Pohl	1
Carl von Alsdorf	13
Otto Brinkmann	17
Livia Eichberger	20
Elsa Friedhof	25
Cäsar Galfster	28
Karl Galfster	40
Engelhard Göbel	47
Margarethe Göthe	60
Adolf Hagen	65
Olga Lorenz	71
August Markwordt	76
Lucy Orban	80
Anna Suhrlandt	84
Franziska Weigel	91
Ludwig Würzburg	94



Director Emil Pohl.

Der Theater-Habitué.

Eine tragische Geschichte.

„Wissen Sie, was ein Theater-Habitué ist?“ „Nun, das ist ein Mensch, welcher täglich oder doch sehr häufig das Theater besucht“. „Fehlgeschossen! Den würde man einen Theaterfreund, Kunstkenner oder Gönner nennen“. Der Habitué ist eine von diesem himmelweit abweichende Species. Es ist wahr, auch er besucht fleißig das Theater und betont bei jeder Gelegenheit seine Liebe zur Kunst, seinen Eifer für die Sache, aber das ist nur ein Schild, hinter dem er sich verbirgt, wenn seine naiven Unverschämtheiten und Gewaltthaten ihm Vorwürfe und Unannehmlichkeiten zuziehen. Der Habitué besucht das Theater nicht des Theaters wegen, er amüsiert und unterhält sich bei der Darstellung nie und er beabsichtigt dies auch nicht, er sucht sein Amusement ganz wo anders, er hat eine rohe Lust an all den kleinen Nebensächlichkeiten, welche nun einmal vom Bühnenleben nicht

zu trennen sind, er fragt und forscht und horcht und spionirt, und saugt sich voll Neuigkeiten und Scandälchen, und dann geht er hin in alle Welt und schwatzt und medisirt und unterhält seine Freunde, und ist am Frühstückstisch ein stets willkommener Mann. Er heuchelt Enthusiasmus für die Kunst; diese Heuchelei schützt ihn zwar nicht vor zeitweiser Blamage und dem Ausgelachtwerden und ähnlich dem Taschenspieler, der die Augen des Zuschauers auf einem bestimmten Punkt festhält, um ungestört an einer anderen Stelle einen überraschenden Coup auszuführen, schreit er laut in die Welt hinaus: „Seht, wie ich mich plage und Sorge, auf daß die Kunst blühe und gedeihe.“ Und dann geht er hin und macht Unfug und bringt Verwirrung in den Theaterfrieden und weiß Geschichten und protegirt und intrigirt und combinirt und calumnirt und ist rührig von früh bis spät. Wehe dem Theater, wo dergleichen Ungeheuer im Besitz einflußreicher Lebensstellungen sind, wo sie mit zwingender Gewalt den Ton angeben, alle Neuigkeiten aufschnappend, die sie meist entstellt und mit wahrhaft zauberischer Fixigkeit unter die Klatschzungen zu bringen wissen; wehe der Bühne, den Künstlern, dem Director. Es wäre vergebliche Mühe, alle Spielarten dieser Gattung naturgeschichtlich zu classificiren; es giebt hunderte von Nuancen und wollte man alle herzählen, es reichten fünfzig Bände nicht aus. Constatiren muß ich aber, daß ich, der die deutsche Bühne seit vierzig Jahren möglichst genau kennt, kein, sage kein Theater gefunden habe, das nicht wenigstens an Einem dieser entsetzlichen Geschöpfe krankte, oft aber war es ein ganzes Nest und dann drehte sich Geschmack, Bühne, Ensemble, Kritik, Publicum, Direction und Alles im ewig confusen Kreislauf um diesen Kern, diesen Rattenkönig,

welcher die Volksbildungs-Anstalt als einen Tummelplatz seiner Laune ansah, der die Bühne wie eine Arena betrachtete, in welcher zu ihrer Zerstreuung die armen Gladiatoren zwar unblutige aber nicht minder giftige Kämpfe ausfochten, und die Nestlinge sahen schmunzelnd zu und hezten die Geschöpfe Gottes tüchtig aneinander. Immer im Namen und zu Ehren der Kunst. In jeder Stadt giebt es, wie bemerkt, mindestens Einen, meistens aber eine ganze Bande. Sie gehören den verschiedensten Lebensstellungen an, Banquiers, pensionirte Beamte, Barone, Literaten ohne Beruf und Stellung, im Examen durchgefallene Juristen, Krämer &c. &c., selbst Handwerker. In B. war es ein Tischler, der souverain über Theaterverhältnisse aburtheilte. Jedermann lachte über ihn und doch mußte man staunen über die zähe Energie, die dieser total ungebildete Mensch in der Verfolgung seiner meist unlauteren Zwecke entwickelte. Man verhöhnte und verachtete ihn, und doch übte er einen heillosen Einfluß auf Publicum und einen Theil der Presse aus. Der Habitue will Theaterflatsch haben, er muß ihn haben und er schlägt die merkwürdigsten Wege ein, um etwas derart aufzuschnappen; er macht Visiten bei dritten Liebhaberinnen und Corps de Ballet-Damen, die in der dritten Reihe ganz hinten ein wenig beachtetes, sich nicht hoch vom Boden erhebendes Dasein fristen, er tractirt Souffleure und kneipt mit Choristen, läßt sich mitunter auch etwas kosten; denn wäre etwas vorgefallen, was ihm erst durch die dritte Hand zukäme, es wäre vorbei mit seinem Ansehen, er wäre abgethan, todt, begraben. Darf er hinter den Couliissen herumlungern, dann ist er selig, dann schwimmt er in seinem Element. Wenn der Regisseur ihn auch zehnmal hinunterweisen läßt, er kommt immer wieder

und das treibt er so lange, bis man ihn als unausrottbares Übel betrachtet, wie ein chronisches Leiden. Immer hat er dem Director, dem Regisseur etwas mitzutheilen: Die X. ist schlecht geschnitten, der Y. hat outrirt; er rapportirt die Stimmung des Publicums, welches eine Scene anstößig gefunden haben soll u. u., und es gelingt ihm fast immer Mißbehagen und Verstimmung unter den Mitspielenden zu verbreiten. Er läuft auf die Redactionen der Zeitungen, um die Kritik zu beeinflussen, man wirft ihn dort gewöhnlich anständig hinaus. Das macht ihm aber nichts, er leidet's im Interesse der göttlichen Kunst. An die ersten Fächer kommt er selten heran, die sind zu sehr mit ihren Aufgaben beschäftigt, haben zu wenig Zeit und Veranlassung Unzufriedenheit zu äußern. Aber die Stümper, die Verkannten, die Zurückgedrängten — wie sie sich selbst gern nennen — das sind seine Leute, mit denen läßt sich was machen. Da kann man dem Unterdrückten beispringen, das aufkeimende Talent beschützen, dem Director zu Leibe gehen, Propaganda machen, „Eingefandtes“ in die Tageblätter schicken. Für diese ist der Habitué thätig vom Morgen bis zum Abend.

Merkwürdig und psychologisch kaum erklärbar ist es, daß diese Leute in Bezug auf artistische Leistungen der Bühne nichts lernen. Sie besuchen zwanzig, dreißig, vierzig Jahre tagtäglich das Theater, haben alle Ausdrücke der Theaterzigeimersprache inne, reden überall mit, sind aber nie im Stande, auch nur annähernd ein vernünftiges Wort über den Werth oder Unwerth eines Stückes, einer Kunstleistung zu sprechen. Ein Habitué, mit dem das Stadttheater in L. gestraft war, äußerte, als die la Grange in ihrer Blüthezeit gastirte und Alles begeistert war: „Nun ja, die la Grange

singt ganz schön, aber unsre Primadonna singt doch lauter!" Ein Anderer äußerte zum Director nach der beifällig aufgenommenen Premiere des Volksstückes „Heydemann und Sohn“, in welchem eine Brandstiftung den tragischen Knotenpunkt bildet: „Sagen Sie mir um Gotteswillen, lieber Director, warum hat der Mann nicht versichert?“ Und so könnte ich hundert Beispiele des Unsinns aufzählen. Diese Menschen geben dabei stets vor, mit der Stimmung des großen Publicums genaue Fühlung zu haben: „Das will unser Publicum nicht.“ „Sie kennen unser Publicum nicht“. Das sind die Stichworte, mit denen sie herumwerfen, wenn sie der Theater-Verwaltung ihren Rath aufdrängen wollen und über Dinge aburtheilen, von denen sie nicht die entfernteste Ahnung haben. Das Beiwerk, die Bagatelle zieht sie mächtig an, darin geht alles, was gesunde Vernunft und Logik heißt, verloren.

In Cassel war es ein Schuster! Lachen Sie nicht — ein veritabler, activer, wirklicher Schuster! Er nannte sich Wettläufer und war fünfundzwanzig Jahre der Tyrann des Parterres. Ich sehe ihn noch vor mir, den gedrungenen, mittelgroßen, kurzhalfigen Kerl mit dem runden Kopf, bedeckt mit pechschwarzen struppigen Haaren, dem magyvarischen Schnauzbart und den martialisch blizenden dunklen, kleinen, stechenden Augen. So sah er aus, der fürchterliche Schuster. Und er war gefürchtet, er war der Hecht im Karpfenteich, der die armen Hofschauspieler vor sich her jagte und sein Plaisir daran hatte. Er war aber auch der Schrecken und Abscheu des Publicums und erlaubte sich jede Ausschreitung, denn er erfreute sich der Gunst des Kurfürsten, dem er einmal, ich weiß nicht wo und bei welcher Gelegenheit, die Rolle des

„Othello“ vorgespielt hatte und der stets betrunkene Oaufseher des Hoftheaters hatte Desdemona spielen müssen und Serenissimus hatte sich köstlich bei dem Jux amüsirt und von da ab war Wettläufer unantastbar gewesen. Er gab im Auditorium die Stimmung an, die Gründlinge im Parterre hielten wacker zu ihm — aus Liebe zum Scandal und das anständige Publicum durfte nicht müssen, wollte es nicht auf rohe Weise insultirt werden, kurz, es war ein recht gemüthlicher Zustand in weiland Dietrichs Kunsttempel am Friedrichsplatz. Und die armen Mimen? Man spricht so viel von den abstracten Lebensanschauungen der Schauspieler, man hält sie der Comödianterie, der Verstellung fähig. Wie wenig kennt man sie. Der Menschendarsteller, der täglich eine andere Leidenschaft, einen anderen Charakter auf der Bühne zu repräsentiren hat, zeigt im Privatleben sehr selten die Selbstbeherrschung des Durchschnittsmenschen und Heuchelei ist beim Theater ein sehr seltenes Laster.

„Niemand kann minder bergen Lieb und Haß“. Ein nur einigermaßen erfahrener Director z. B. merkt auf der Stelle, wie er mit Dem und Jenem, Der und Jener steht. Da wird nicht geheuchelt. Die Art und Weise, wie der vermeintlich Beleidigte den Hut zieht, die verletzte Liebhaberin den Morgengruß erwidert, belehrt den kundigen Bühnenchef augenblicklich, daß da irgend etwas nicht richtig ist. In den meisten Fällen hat er keine Ahnung, wodurch sich das grollende Mitglied beleidigt fühlt, denn der Bühnenkünstler ist unglaublich empfindlich, stets mißtrauisch und ängstlich, daß irgend etwas seiner Stellung schaden, seinen Nimbus gefährden könnte.

Der Schuster nun stand Allerhöchsten Ortes in Gnade, der Schuster beherrschte das Publicum, der Schuster war gefährlich,

man mußte mit ihm pactiren. Wettlaufer machte sehr schlechte Stiefel, aber man ließ bei ihm arbeiten, wurde doch die Schlechtigkeit der Waare durch wohlwollenden Applaus compensirt. Wer seine Fußbekleidung nicht von ihm bezog, wurde ausgezischt, veritabel ausgezischt. Dagegen ließ sich nichts machen. Aber Wettlaufer war ein ehrgeiziger Tyrann, er wollte nicht nur die Füße der Künstler verderben, er verlangte Aufmerksamkeiten, er wollte die Hoffchauspieler, die Damen des Hoftheaters besuchen, er spielte sich auf den Dandy hinaus und — man wird sich kaum darüber wundern dürfen — die Herren empfangen und tractirten ihn, die Damen nahmen seine Besuche, sein Courschneiden gnädig auf; natürlich ganz im Geheimen, so geheim, daß nichts davon in die Öffentlichkeit gedrungen wäre, hätte Wettlaufer nicht selbst damit renommirt, sogar von der Zudringlichkeit der Hoffchauspieler gesprochen, die ohne ihn nicht leben könnten und ihn mit ihren Einladungen quälten. Was Wunder, daß sich alle Theaterverhältnisse um diesen Schuster drehten, daß der Name Wettlaufer in Jedermanns Munde war und daß die Unverschämtheiten und Gewaltthaten dieses Parterre-Haisfisches täglich zunahmen. Aber — es kam anders und mit jähem Fall stürzte er von dem angemasteten Thron. Das kam so:

Die Primadonna M. wurde nach Cassel engagirt. Jung, bildschön, talentvoll mit großen Stimmmitteln, war sie schon nach dem ersten Debut ein Liebling des Publicums, fand auch Gnade bei der Kurfürstlichen Familie. Das war sehr rasch gekommen und Wettlaufer hatte kaum Zeit gehabt, sich gehörig zu orientiren. Was der Künstler als solcher leistete, hatte ihn ja nie interessirt, ihm galt allein der Mensch, der gestiefelte Mensch. Sein Beifall galt dem Freunde

in Wettlauferſchen Stiefeln, ſein Ziſchen, Ohoruſen, Scharren und Stampfen dem Feinde ohne Wettlauferſche Stiefel. Um ſich zu vergewiſſern, welche Stellung die M. ihm gegenüber einzunehmen beabſichtige, machte er ihr einen Beſuch. Die Sängerin empfing ihn mit großer Zurückhaltung, fragte trocken nach ſeinem Begehr. Nun entwickelte er ein möglichſt grausliches Bild ſeiner Wichtigkeit, ſeiner Macht, ſeines Einflusses und daß man ſich mit ihm verhalten müſſe, wolle man als Künſtler in Caſſel exiſtiren. Er hatte ein heiferes Sprechorgan, ſchrie mehr als er ſprach, mit rauher, befehlender Stimme wie ein Heerführer. Das mag die achtzehnjährige Künſtlerin wohl erſchreckt haben und als das Verhängniß den Schuſter ſo weit fortriß, daß er ſchmeichleriſch den Arm um die ſchlankte Hüfte der Primadonna legen wollte, ſtieß ſie ihn zurück und ſchrie um Hilfe. Der Vater eilte herzu und bei dem Verſuch, unſeren Mäcen hinauszumwerfen, bekam der alte, würdige M. von dem erhitzten Schuſter tüchtige Prügel. Dann verließ der in ſeiner Würde tief gekränkte Wettlaufer die Wohnung der unklugen Künſtlerin mit den racheſchnaubenden Worten: „Sie werden an mich denken!“

Und es kam der Abend, da ſie an ihn denken ſollte. Daß Fräulein M. von der Wettlauferſchen Clique ausgezählt werden ſollte, war ein Geheimniß, von dem die ganze Stadt ſprach. Die Sängerin hatte die Rebecca in Maſchner's Oper „der Tempſer und die Jüdin“ zu ſingen. Alle Mitwirkenden waren auf's Höchſte gespannt und mit gemiſchtem Gefühl ſah man den Ereigniſſen entgegen. Wie auch die Sache verlief, Vergnüßen gab's auf jeden Fall. Entweder wurde die Collegin ausgepiſſen, und ſo etwas macht immer Spaß, oder der allgemein Gefürchtete und Gehaßte unterlag,

und dann war der Mime von dem graufigen Alp befreit, der ihm ein Viertelsjahrhundert auf der Herzgrube gefessen und gefeiert hatte. Und es war in der That ein interessanter Abend: Jugend, Schönheit, Anmuth, wahre Kunst sollte in den Kampf treten gegen Frechheit, Rohheit und Anmaßung. Das Publicum saß erwartungsvoll da, mit jener beschaulichen Neugier auf den Gesichtern, die zu fragen schien: Giebt es denn heut Scandal oder nicht? Und die M. tritt auf und das Gejohle, Zischen und Pfeifen beginnt und die Applaudirenden können nicht durchdringen. Bestürzt steht die Aermste, unter der Schminke Erbleichende da und blickt Mitleid flehend in das Auditorium. Der Kampf wogt unentschieden hin und her, die Musik schweigt, Altmeister Spohr legt mit der ihn nie verlassenden classischen Ruhe den Tactstock nieder und kreuzt die Arme über der Brust. Wer tritt ein für das Recht, für die Unschuld, für die Kunst??

„Und es erhebt sich der Leu mit Gebrüll,
Da wird's still!“

Der Landesherr steht wüthend auf, das war selbst ihm, dem selten Wohlvollenden zu viel. Er giebt einem Kammerherrn Ordre, dieser fliegt in die Vorhalle, es erscheinen Soldaten im Parterre. Großer Tumult! Man packt den Schuster und wirft den sich wüthend Sträubenden mit rapider Schnelligkeit auf die Straße. Die böse Clique, ihres Hauptes beraubt, verliert die Sicherheit, den Muth, die Gutgesinnten behaupten das Feld und frenetischer, wohlverdienter Beifall begleitet die Leistung der lieblichen Rebecca bis zum Schluß.

Und Wettläufer? Er versucht vergebens wieder in das Schauspielhaus zu dringen, die Gewehrkolben der Soldaten

stoßen ihn zurück. Er rast, er flucht, er stößt Majestätsbeleidigungen aus, umkreist das Theater wie ein wüthender Panther und als die Vorstellung vorüber, hält er den Leuten auf offener Straße einen Vortrag über die Ungerechtigkeit des Kurfürsten, welcher ehrsamem Casseler Bürgern verwehren wolle, hergelaufene Comödianten auszupfeifen. Kurz, der Mann war aus Rand und Band und predigte Aufruhr in optima forma. Aber es sollte noch besser kommen. Seine Königliche Hoheit war verletzt, daß eine ihm und seiner Gattin sympathische Sängerin beleidigt worden. Das Andenken an die Othelloleistung Wettlaufers war verblaßt; ein Ukas verkündete am andern Tage: Daß dem Schuhmachermeister Wettlaufer das Betreten des Hoftheaters für immer verboten sei. „Car tel est notre plaisir.“ Oho, sagt Wettlaufer, der andern Tags seine ganze Frechheit wiedergewonnen hatte, ich habe ein Billet gekauft, man muß mich hineinlassen. Das wollen wir doch einmal sehen. Und er kam mit Siegermiene in die Vorhalle, stieß den ihn zurückweisenden Polizisten bei Seite und wollte die Position mit Gewalt nehmen, da erschienen wieder die historischen hessischen Flintenkolben, die ultima ratio des Machthabers und wiederum hatte Wettlaufer eine verlorene Schlacht zu verzeichnen. Aber er beruhigte sich nicht. Wieder faßte er Posto auf dem Theaterplatz, wiederum schimpfte er laut auf Hessen und seine Regierung, wiederum hielt er dort aus bis zum Schluß der Vorstellung. Aber seine Klagen verhallten im Winde, er war in Unnade, er war ungefährlich und mußte alle Bitterkeiten kosten, die mit dem Fall der Größe verbunden sind. Die schmeichlerischsten Mimen wandten ihm den Rücken, hörten nicht auf seine Klagen und als er endlich ein Restaurant betrat und auf den

Künstlertisch zugging, an dem er so oft der Mittelpunkt schmeichelhaftester Ovationen gewesen, verließen die Künstler sofort entrüstet und mit Verachtung in den Mienen das Local. Da brach seine Energie zusammen und er saß bis Mitternacht allein und brütend an der Stelle seiner früheren Triumphe und spülte den giftigen Groll mit gebranntem Wasser hinunter. Plötzlich erleuchtete eine famose Idee sein Gehirn: Hassenflug!! Hassenflug, der bestgehaßte Premierminister, der damals Allmächtige, dem mußte er seinen Schmerz klagen, der sollte ihm Schutz gewähren gegen die Übergriffe des Kurfürsten. Hassenflug war ein Tyrann, Bettlauser war auch einer, Hassenflug würde ihn verstehen, ihm Genugthuung verschaffen. Diesem Entschluß folgte die That augenblicklich. Um zwölf einhalb Uhr Nachts ertönt die heftig gezogene Glocke des Minister-Hotels. Erschreckt öffnet der Portier. Bettlauser schreit: Ist Se. Excellenz zu Hause? „Se. Excellenz schlafen.“ „Wecken Sie den Herrn Minister augenblicklich.“ „Ist es denn etwas so Wichtiges.“ „Sehr wichtig und es erfordert die größte Eile.“ Es wird lebhaft im Hotel des Ministers, Lichter fliegen hin und her. Hassenflug, nervös wie eine alte Jungfer, ist in den Schlafrock geschlüpft, er zittert an allen Gliedern, denkt an Complotte, Revolution, Emeute, denn sein Gewissen hatte wenig Trost für ihn. Endlich ist das Empfangszimmer beleuchtet und der trunkene Schuster steht mit hohlen Augen und verwirrtem Antlitz dem Minister gegenüber. Dieser, das Entsetzlichste erwartend, fragt ängstlich: „Was ist geschehen, mein Liebster?“ Nun entwickelt Bettlauser in confusen Worten seine Beschwerde, welche darin gipfelt: „Man verkauft mir ein Billet zum Hoftheater und läßt mich nicht hinein.“ Hassenflug steht sprachlos da, der Zorn erstickt seine

Stimme. Mühsam bringt er die Worte heraus: „Warten Sie!“, und verläßt das Zimmer. Wettlauser wartet. Hätte er es doch nicht gethan. Bald darauf treten drei handfeste Diener herein, prügeln den Schuster weidlich durch und werfen ihn zum Ministerhôtel hinaus.

„Da brach des Edlen Kraft.“

Jortan machte Wettlauser keinen Versuch mehr, in das Hoftheater zu dringen. Er war gestürzt, um sich nie wieder zu erheben. Still, mit gesenktem Haupt schlich er durch die Straßen, man sah ihn nie mehr lachen. Er konnte es nicht verwinden, daß man ihm fünf und zwanzig Jahre gehuldigt hatte und jetzt war das Alles vorbei, jetzt sollte er Niemand mehr maltrairiren dürfen? Das hielt er für die schreiendste Ungerechtigkeit. Die Mimen mieden ihn und zeigten ihm mit der ihnen eigenen Aufrichtigkeit ihre Verachtung. Er klagte nicht, er wußte still dahin, magerte in kurzer Zeit zum Gerippe ab und ehe noch die Saison zu Ende -- war er ein stiller Mann. Schustergesellen trugen ihn zur ewigen Ruhe, kein Hofschauspieler begleitete den Sarg, kein Gesang ertönte an seinem Grabe.

Das war das Ende des Theater-Habitué's Wettlauser, wohlhehrsamem Schusters zu Hessen-Cassel. Bewahre der Himmel alle Theater gnädiglich vor Seinesgleichen.

Carl von Alsdorf.

Ich habe während meiner mehr als dreißigjährigen theatra-
lischen Laufbahn Gelegenheit gehabt, mit den meisten
hervorragenden Künstlerinnen und Künstlern in persön-
lichen Verkehr zu treten und könnte manche pikante und
lustige Anekdote erzählen, indessen legt mir mein Charakter als
Heldenvater eine gewisse Reserve auf und so will ich von einem
ernsten Manne reden, von einem Manne, dessen einstige Be-
ziehungen zu Riga meine Wahl vollends rechtfertigen werden.

Im Jahre 1856 wurde ich als erster Held und Lieb-
haber nach Graz engagirt. Die hervorragendste und bedeu-
tendste Persönlichkeit, die in Graz lebte, war Carl von Holtei.
Natürlich war es mein Wunsch, den Dichter, den ich schon
längst verehrte und dessen Werke ich alle gelesen, per-
sönlich kennen zu lernen. Indessen, dieser Wunsch war nicht
so leicht zu erfüllen. Mit Staunen erfuhr ich, daß dieser,
nach seinen Schriften zu urtheilen, so liebenswürdige Mensch,
ein völliger Menschenfeind geworden sei, der mit Keinem ver-
kehre, niemals das Theater besuche und nur Mittags von

1 bis 2 Uhr auf dem sogenannten Schloßberge promenire, wo man ihn rücksichtsvoll ungestört ließ und ihm auswich, wenn man ihn nahen sah, weil er, im entgegengesetzten Falle, wenn er angesprochen wurde, augenblicklich seinen Spaziergang unterbrach und in seine Wohnung zurückkehrte. Unter solchen Umständen gab ich natürlich den Gedanken auf, mich Holtei vorzustellen. So vergingen zwei Monate. Ich hatte mittlerweile in der Gunst des Publicums weitere Fortschritte gemacht und zählte zu den Lieblingen der Grazer. Da überraschte mich eines Tages der Redacteur der Grazer Zeitung mit der Mittheilung, Holtei habe so viel Günstiges über mich gehört, daß er neugierig sei, mich kennen zu lernen. Er ließe mich bitten, ihn zu besuchen. Ich sagte natürlich freudig zu. Sollte mir doch nunmehr ein langgehegter, sehnlicher Wunsch erfüllt werden.

Mit klopfendem Herzen machte ich mich am anderen Tage auf den Weg nach des greisen Dichters Wohnung. Ich sollte zum Kaffee kommen, hatte er mir sagen lassen. Holtei wohnte bei seinem Schwiegersohne; eine Flur trennte beide Wohnungen. Ich klopfte, man rief „herein!“ und ich betrat ein großes, freundliches und comfortable eingerichtetes Zimmer. In der Mitte desselben standen ein großer Schreibtisch, Büchergestelle, Blumen und ein schöner Vogelbauer mit zwei Blaulöchlen, die in Holtei's Roman „Christian Lammfell“ eine so rührende Episode bilden. Am Schreibtisch saß er selbst. Er erhob sich bei meinem Eintritt und trat mir entgegen, ein mittelgroßer Mann mit langen weißgrauen Haaren, die ungescheitelt auf den Nacken fielen und langem, grauem Vollbart. Ein Paar freundlicher Kinderaugen, die sich bemühten, recht streng auszu sehen, blickte mich prüfend an und dann,

ohne meine Anrede abzuwarten, polterte er auf mich los: „Na, Sie junger Mann, wußten Sie nicht, daß ich in Graz existire? Aber so seid Ihr jungen Leute! Ein alter armer Dichter gilt ihnen garnichts, ich muß erst den jungen Herrn bitten lassen, mich zu besuchen. Habe viel Gutes über Sie gehört, seien Sie mir herzlich willkommen!“ Er reichte mir freundlich die Hand und zog mich zu seinem Schreibtisch, während ich ihm auseinandersetzte, weshalb ich mich nicht zu ihm gewagt, daß man ihn als Menschenfeind verschrieen habe, daß ich ein großer Verehrer von ihm sei, in seinem Stücke „Lorbeerbaum und Bettelstab“ schon gespielt hätte und daß ich nun ganz glücklich sei, ihn persönlich kennen zu lernen.

Wir tranken zusammen Kaffee und er erzählte mir, daß er seit dem Jahre 1848 nicht mehr unter die Menschen tauche; er sei ein Dichter mit idealer Lebensanschauung, er sei gut monarchisch gesinnt und habe nicht das Talent das Maul zu halten, wenn er den seinigen widersprechende Ansichten zu hören bekäme. Nun sei aber die Welt gegenwärtig so realistisch und nüchtern und dermaßen allerhand revolutionärem Schwindel verfallen, daß er beständig in Streit gerathe, wenn er unter Menschen komme. Darum habe er sich den Umgang mit Menschen abgewöhnt und lebe nun als alter armer Dichter für sich allein und für seine Muse; als ich ihn verließ, hatte er mich schon so lieb gewonnen, daß er mich als seinen täglichen Gast zum schwarzen Kaffee einlud, wenn ich nicht anderweitig beschäftigt sein sollte.

Nun begann für mich ein ebenso angenehmer als nützlicher Verkehr. Holtei geizte mit seinen geistigen Schätzen keineswegs, dabei hatte er ein so kindlich-freundliches Gemüth, daß mir die Stunden, mit ihm verlebt, ewig unvergeßlich bleiben

werden. Hamlet, Faust, Othello, Coriolan 2c., habe ich mit ihm studirt und wenn ich, von Dankbarkeit und Verehrung hingerissen, meinen Gefühlen Worte gab und ihn recht bewunderte, dann lächelte er so kindlich-froh und schelmisch und sagte in seinem schlesischen Dialekte: „Sie sind ein Äsel!“ welche Benennung mich sehr stolz machte, denn, wenn er diese Auszeichnung angedeihen ließ, der mußte schon sein besonderer Liebling sein. Einen Schreck konnte ich ihm einjagen, wenn ich ihm sagte, ich werde in „Lorbeerbaum und Bettelstab“ spielen; da jammerte er und bat mich, ihm das nicht anzuthun, er wolle für Graz in der Verborgenheit bleiben. Einmal bewog ich ihn doch, das Theater zu besuchen, als Julie Kettich die Elisabeth und ich den Esser spielte. Ich hatte die große Freude seinen Beifall zu finden. Als ich ein kleines Fest für Julie Kettich in meiner Wohnung veranstaltete, war es ein großer Beweis seiner Freundschaft, daß der Menschenfeind bis vier Uhr früh bei uns aushielt und uns mit seinen unvergleichlichen Vorträgen erfreute.

Als ich nach Pest engagirt wurde, nahm ich tiefgerührt von meinem alten Freunde und Lehrer Abschied. Auch er entließ mich mit schwerem Herzen und gab mir als Andenken ein von ihm für die Bühne eingerichtetes Exemplar des Coriolan mit folgendem Motto: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito“, zu deutsch: „Weiche nicht dem Bösen, sondern tritt ihm um so kühner entgegen“.

Nun deckt die Erde meinen guten alten unvergeßlichen Freund, aber von mir und allen Jenen, die persönlich mit ihm verkehrt haben, wird sein Geist, seine Liebe und Herzensgüte unvergeßen bleiben.



Otto Brinkmann.

Ich wurde in Leipzig geboren und im Hinblick auf den Charakter dieses meines Geburtsorts von meinen Eltern natürlich für den Buchhandel bestimmt. Der Stand behagte mir nicht; mit 18 Jahren und einem Vermögen von 1 M. 50 in der Tasche ging ich zum Theater.

Mein erstes Engagement führte mich in das Dorf Proven, Provinz Sachsen, zu einer Gesellschaft des Genres, welches man in der Künstlersprache mit dem mehr treffenden, als wohlklingenden Namen „Schmiere“ alias „Meerschweinchen“ zu bezeichnen pflegt. Die Direction, eine junge Wittve, besaß zwei Decorationen von Pappe, eine Stube und einen Wald, das einzige Stück darunter, das als Leinwand qualificirt werden konnte, war die Gardine. Das Podium war auf Fässern erbaut und schwankte beim Betreten bedenklich hin und her.

An einem Sonntage, früh Morgens, traf ich am Schauplatz meiner ersten künstlerischen Heldenthaten ein, schon am

Abend desselben Tages mußte ich in einem „Männertreue“ betitelten Einacter als Diener eine komische Rolle spielen. Ich denke sie wird komisch genug ausgefallen sein, denn es war das erste Mal, daß ich überhaupt Komödie spielte.

Den ganzen Tag verbrachte ich mit dem Lernen meiner Rolle und als ich Abends auftrat, konnte ich, vor Aufregung, meine Umgebung nicht unterscheiden. Der ausschließlich von Bauern bevölkerte Zuschauerraum kam mir vor, wie ein großes Beet mit Kohlköpfen — ich war wie betrunken; aber ich gefiel den — Bauern und wurde engagirt.

Dieses erste Engagement war ein sogenanntes Theilungsverhältniß. Zwei Drittel erhielt die Direction, das letzte Drittel zu gleichen Theilen das „Künstler“-Personal. Mein erster Antheil betrug 1 M. 60, der geringste, den ich überhaupt erhielt, 7 Pf.

Die Gesellschaft bestand aus 3 Damen und 3 Herren, wollte sagen — Strauchdieben, und mit diesem Personal wurden die „Räuber“, „Preciosa“ u. s. w. aufgeführt. Am Morgen nach meinem ersten Auftreten wurde weiter gewandert. Mit welchen Erwartungen trat ich diese Wanderung an!

Um 8 Uhr Morgens versammelten wir uns zum Aufbruch. Ein Leiterwagen, auf den die Decorationen, Bücher- und Garderobekisten geladen waren, stand bereit und, nachdem die Damen auf den Kisten Platz genommen, ging die Reise los. Wir Männer, bei strömendem Regen, durchweg per pedes apostolorum, ein Arrangement, mit dem ich mich um so weniger befreunden mochte, als der Appetit nach den Getränken, mit denen meine Herren Collegen in jedem, am Wege liegenden Krüge ihre Lebensgeister auffrischten, nach

Bier und Branntwein, mir vollständig mangelte. Sie wurden immer fiderler, ich immer nachdenklicher.

Spät Abends erreichten wir das nächste Ziel unserer Wanderung, ein Dorf, dessen Namen mir entfallen. Am Ententeich wurden die Stiefel gewaschen und dann zogen wir in unseren Musentempel, die große Stube des einzigen Wirthshauses, wo die Honoratioren des Dorfes, der Pfarrer, Schullehrer, Doctor und Apotheker verkehrten. Allein unseres Bleibens sollte hier nicht lange sein. Kaum hatten wir das Wirthshaus betreten, so begannen meine betrunkenen „Collegen“ Krakehl und kaum hatte der Krakehl begonnen, so befanden wir uns auch schon an der frischen Luft und mußten weiter wandern durch Nacht und Wind.

Das waren die ersten Eindrücke, die ich empfing, als ich den Buchhandel mit der Kunst vertauscht hatte.

Livia Eichberger.

Auch ich soll einen Beitrag zum Decamerone liefern. Da es sich hierbei jedoch durchaus nur um Selbsterlebtes handeln darf, so setzt mich der Wunsch in nicht geringe Verlegenheit. Weitaus den größten Theil meiner Theater-Laufbahn habe ich in Riga verbracht, und unter viel Arbeit und Mühen, dabei aber mit vielen Freuden,

„flohen meine Tage
Wie die Quelle rastlos hin,“

wobei Selbsterlebtes, was des Erzählens werth wäre, kaum vorkam. Mit mancher recht drolligen Anekdote aus der Zeit Lebrun's oder Hugo Müller's könnte ich mir zwar helfen, doch das mag ich nicht, da ich dabei auch anderer Menschen erwähnen müßte.

Um nun wenigstens meinen guten Willen zu zeigen, will ich kurz erzählen, wie ich zum Theater kam.

Mein verstorbener Vater, obgleich seiner Zeit ein be-

rühmter und gefeierter Sänger, wünschte nicht, daß eines seiner Kinder zur Bühne ginge, und verbot uns jeden Theaterbesuch. Vielleicht reizte er aber dadurch unser Sehnen auf das Heftigste, denn wer hat die Wahrheit des Spruches von der „verbotenen Frucht“ nicht an sich erfahren? Wir lebten in Königsberg. Meine älteste Schwester verlobte sich mit dem Theater-Director in Memel, die Hochzeit sollte daselbst stattfinden, und da meine Eltern gerade im Begriff waren, nach Danzig überzusiedeln, wurde ich zu meiner Schwester nach Memel gethan, um die dortige Schule zu besuchen. Kaum erst dort angelangt, erlebten wir das fürchterliche Brandunglück. Mehr als die halbe Stadt, mit ihr das Theater, wurde ein Raub der Flammen, und wir verloren ebenfalls all' unsere Habseligkeiten. Die fürchterliche Nacht, das Jammern der Menschen in ihrer Noth und Verwirrung, werden mir, obgleich ich noch Kind war, unvergesslich bleiben. Nur nothdürftig bekleidet, flüchteten auch wir auf's freie Feld, da das Bleiben in der Stadt, unter den stürzenden Häusern und in dem erstickenden Qualm, mit größter Gefahr verbunden war. In eisig kalter Octobernacht, von feinem Sprühregen durchkältet und mit den Zähnen klappernd, meine Schwester laut weinend über ihre zerstörten Hoffnungen, irrten wir unter den tausenderlei Möbelstücken, Sachen und Kleiderballen umher, welche von den flüchtenden Leuten auf's Feld geschleppt und gerettet worden waren. Die Kälte wurde unerträglich, die Müdigkeit überwältigte mich allmählich, so daß ich mich auf ein altes Sopha bettete und zum Schutze gegen die Kälte und den Regen einen dort liegenden alten Herren-Schlafrock annectirte, etwa von dem Aussehen und der Dichtigkeit, wie uns dieses Kleidungsstück in dem „eingebildeten Kranken“ vorgeführt wird. Doch ich darf diesem

Schlafrock nicht Böses nachsagen, denn er hat mich getreulich geschützt, erwärmt und vielleicht vor schwerer Krankheit bewahrt. „Liebend gedenk' ich Dein!“ So wohlverwahrt und eingehüllt lag ich trotz allen Lärmens um mich herum, bald in tiefstem Schlafe und erwachte erst, als es schon heller Tag war, dadurch, daß mich Jemand am Arm zupfte und ich von einer ebenso melodischen wie sonoren Männerstimme die Worte hörte: „na, sieh' doch mal die Kleine! Ich suche die ganze Nacht über nach meinem Schlafrock, während sie sich's in demselben bequem gemacht hat!“ — O, entscheidender Augenblick meines Lebens! „Ich wußte nichts zu sagen, erröthen that ich nur!“ Es war der Heldenspieler aus der Gesellschaft meines Schwagers.

Unseres Bleibens in Memel war nun nicht mehr. Das brodlos gewordene Häuflein Schauspieler, mein Held immer mit, wanderte nach Tilsit aus. Ein Dampfschiff wurde uns unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Die Fahrt war für mich wonnereich. Auf dem Verdecke wurden gleich Proben abgehalten für die nächsten in Tilsit zu gebenden Vorstellungen, und von daher datiren meine ersten Erfahrungen auf diesem Gebiete. Ich verschlang so zu sagen Alles, was ich sah und hörte; ich war hin, der Würfel war gefallen, die Liebe zu meinem Berufe ward in mir geboren.

Und sie lebt auch heute noch fort — obgleich so manche Illusion dahingegangen! — Ich blieb in Tilsit, um meine Schulzeit zu vollenden. Dorthin kam häufig die Woltersdorfsche Gesellschaft aus Königsberg zum Gastspiel, und auf meine flehentlichen Bitten, das Theater besuchen zu dürfen, ward mir die Erlaubniß ertheilt. Ich hatte kaum mehr einen andern Gedanken, und Backfische sind zähe darin! In jeder Schauspielerin sah ich eine Göttin, und hatte ich das

Glück Jemandem vom Theater auf der Straße zu begegnen, so lief ich nach, so weit es ging, und manche Straßpredigt habe ich dafür hingenommen, weil ich so häufig zu spät aus der Schule nach Hause kam.

Zur Zierde der Woltersdorf'schen Gesellschaft gehörte Fräulein Amalie W., die später so gefeierte Soubrette des Wallnertheaters, gegenwärtig Fürstin L. . . . Ich liebte sie schwärmerisch. Sollten ihr diese flüchtigen Zeilen je zu Gesicht kommen, möge sie es wissen, daß die alte Liebe und Treue auch heute noch ungeschwächt und unverändert fort dauert.

Nach vollendeter Schulzeit und vollzogener Confirmation sollte ich zu den Eltern nach Danzig zurück. In der Angst aber, man werde mir meine Theater=Carrière versagen, bat ich meine Freundin, sich meiner anzunehmen und mir ein Engagement in Königsberg zu verschaffen. Auf ihre Verwendung wurde ich als Volontairin aufgenommen. Amalie W. nahm mich freundlich bei sich auf, wir bewohnten gemeinsam ein Stübchen, und die Lehrzeit war oft hart genug, denn Schmalhans war häufig Küchenmeister. Bei einfachen Handwerkern in Kost, erhielten wir nur zwei Mal wöchentlich Fleisch, sonst viel Grütze und Kartoffeln. Obgleich ich daher fast immer hungrig war, denn der junge sich eben ausbildende Körper bedurfte kräftiger Nahrung, war ich doch kreuzfidel, auch erwachte damals in mir ein entschiedenes Dichtertalent. Der Gedanke an einen Schinken oder Wurst, begeisterte mich zu den sehnsuchtsvollsten Oden an diese fast unerreichbaren Leckerbissen, und es ist ewig schade, daß diese poetischen Ergüsse der Nachwelt verloren gegangen sind, denn meine dichterische Alder habe ich erst spät, für Local=Couplets, wieder anzuwenden Gelegenheit gehabt.

Meine ersten Röllchen mißlangen übrigens gänzlich. Vor Angst sah und hörte ich nichts, und zeichnete mich durch eine ganz besondere Specialität aus, nämlich dadurch, daß ich nie die Thüre fand und immer „durch die Wand“ abstürzte. Doch hielt ich fest an der Hoffnung. Da erhielt ich eine kleine Rolle in der alten Oper „Fanchon.“ Ich hatte ein junges Mädchen darzustellen, das, unausgesetzt hungrig ist und immer essend auf die Bühne kommt. Diese Rolle war mir, wie man zu sagen pflegt, auf den Leib geschrieben; ich spielte sie gut, denn ich spielte mich selbst. Der Zufall wollte es nun, daß Emil Devrient, der gerade in Königsberg gastirte, diese Leistung von mir bewundern konnte. Er hielt für Kunst, was doch nur Natur war, er interessirte sich „für mein Talent“, wie er sagte, und versprach mir ein Engagement am Dresdener Hoftheater. Ich hielt das für eine freundliche und gütige Redensart des großen Künstlers, und nahm die Sache nicht ernst. Doch wie grenzenlos war mein Entzücken, — das war so einer von den unvergeßlichen Augenblicken im Künstlerleben, — als ich nach kaum vier Wochen einen wirklichen und wahren Contract für Dresden zugeschiedt erhielt, den ich himmelhoch jauchzend annahm.

Damit begann denn meine eigentliche Künstlerlaufbahn; möchte es mir vergönnt sein sie in Riga — in meiner zweiten Heimath — zu beenden.

Elisa Friedhoff.

Es war eine schöne, sternenhelle Septembernacht des Jahres 1860, als eine schwerfällige Postkutsche auf der Landstraße — die von Berlin nach Neu-Strelitz führt — dahinrasselte.

In derselben befanden sich außer mehreren anderen Passagieren auch meine Eltern. Mein Vater, ein damals bekannter und beliebter Baßbuffo, war eben im Begriff sein Engagement an der Hofbühne der letztgenannten Stadt anzutreten.

Auf halbem Wege der Fahrt, nicht weit von dem Städtchen Dranienburg, wollte es das Geschick, daß ich in der besagten Postkutsche das Licht der Welt erblickte; — ein Fall, der heute glücklicherweise kaum mehr vorkommen kann! Obschon ich mich nicht mehr ganz genau darauf besinnen kann, so steht es doch fest, daß ich mit diesem meinem Eintritt in die Welt eine heillose Verwirrung angerichtet habe, und nie kann ich heute solch einen zwar

meistens außer Dienst gestellten, aber doch poetischen Postwagen sehen, ohne daß mich eine gewisse Wehmuth und Nüßrung überkommt. Indessen vom Postwagen zum Theaters-Karren war hier nur ein Schritt.

Ich bin also ein echtes Theaterkind, und als ich anfang heranzuwachsen, da ward es natürlich mein höchster Wunsch und einziger Gedanke, mich später auch einmal dem Dienste der Kunst widmen zu können, ein Wunsch, der dadurch noch gesteigert wurde, daß ich ab und zu einige Kinder-Rollen zu spielen bekam. Es war jedesmal ein Festtag für mich, wenn ich auftreten durfte, und von einem solchen Festabend, freundlicher Leser, erlaube mir, Dir zu erzählen. Es ist nur eine kleine Geschichte, die aber damals auf mein Kindergemüth einen tiefen, auch heute noch unvergessenen Eindruck gemacht hat.

Es war in Mainz, am 2. März 1871 — der Präliminar-Friede zwischen Deutschland und Frankreich wurde, außer mit der üblichen Illumination der Stadt, im Theater durch Aufführung von Schiller's „Wilhelm Tell“ gefeiert. Hermann Hendrichs, der große Künstler, der dort zur Zeit gastirte, spielte an jenem Abend die Titelrolle, ich (welches Glück!) seinen Sohn Walter, den ich sehr schnell — von einem Tag zum andern — hatte lernen müssen, was mir aber — da mich die Natur mit einem sehr guten Gedächtniß beschenkt hat, — wenig Sorge machte. Trotzdem sah ich doch dem Abend, und auch schon der Probe mit klopfendem Herzen entgegen. Die letztere ging glücklich vorüber; man sagte mir, ich machte meine Sache gut und ich war darüber so fröhlich, wie es eben ein Kind nur sein kann. Nur Vater Tell kümmerte sich garnicht um seinen ältesten Sprößling, der sich darob sehr gekränkt fühlte.

Es kam der Abend heran, dem ich in zitternder und doch freudiger Erregung entgegen sah. Das Haus war festlich beleuchtet und ausverkauft. Der dritte Act begann, ich sang mein Liedchen und ging mit dem Vater fort nach Altdorf. — Nun endlich kam die von mir herbeigesehnte und zugleich gefürchtete Apfelschuß-Scene. Das wahrhaft hinreißende und natürliche Spiel Hendrichs, gerade in dieser Scene, hatte einen solch' mächtigen Eindruck auf mich gemacht, daß mich ein wahrer Haß gegen den Gefler erfüllte, und ich denn auch die Worte, die ich an ihn zu richten hatte, mit dieser Empfindung sprach, so, daß ein schallender Applaus nach der Stelle: „Dem Wüthrich zum Verdrusse schieß' und triff'!“ erfolgte, und dieser Applaus — es war der erste den ich erhalten. — Als nach Schluß des Actes Hendrichs immer wieder hervor gebühelt wurde, ließ er mich nicht von der Hand, und ich sprang mit hinaus, halb wie im Traume. — Dann aber — nachdem der Vorhang zum letzten Male gefallen, da hob er mich in die Höhe, küßte mich auf die Stirn und sagte: „Bliß-junge, in Dir steckt etwas, — wenn ich nächstes Jahr wieder komme, dann spielst Du mir wieder den Walter!“

Er kam nicht wieder, — noch in demselben Jahre ward er der Kunst für immer entrißen! — — —

Wer aber war seliger als ich an jenem Abend? Freudestrahlend lief ich in die Garderobe und fand dort zu meinem Entzücken einen niedlichen Blumenstrauß, welcher für mich abgegeben worden war.

Sind auch die Blumen längst verwelkt, so wird doch die Erinnerung an jenen Abend, an dem ich meinen ersten Applaus und meine ersten Blumen erhielt — ewig frisch bleiben!

Cäsar Galster.

Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt! Da ich für diese Classifierbehauptung einen — klassischen Beweis habe, bitte ich meine verehrtesten Leser, mir eine kostbare Viertelstunde zu opfern, und ihre schönen Augen auf meinem — thatsächlich ersten Werke — huldvollst und nachsichtig ruhen zu lassen.

Palmsonntag war vorüber und mit ihm die Wintersaison des Stadttheaters zu B., bei welchem ich damals als Anfänger engagirt gewesen. Für die daselbst nach etwa drei Wochen zu eröffnende Sommerbühne war auch ich, nebst mehreren anderen Collegen wiedergewonnen, und die unfreinwillige Pause bis zum Beginn der Sommersaison wurde von uns durch Ausflüge in die Umgebung und allerlei Allotria ausgefüllt. Da dringt zu uns die fröhliche Kunde, daß in dem benachbarten kleinen Landstädtchen R. ein sogenanntes „Meerschweinchen“

seinen Thepiskarren aufgeschlagen und Vorstellungen gebe. Hurrah! das war eine willkommene Abwechslung! — Wenn Du, lieber Leser, nicht wissen solltest, was für ein Meerschweinchen hier gemeint ist, so laß Dir mittheilen, daß dies in der Kunstsprache der Ausdruck für die kleinsten herumreisenden Theater-Gesellschaften ist, die gleich den Zigeunern, von Ort zu Ort wandern, um durch ihre Kunst die harmlosen Einwohner zu rühren, zu begeistern, oder in's Gruseln zu versetzen. Letzteres gelingt ihnen meistens am besten.

Viel hatte ich über diese interessanten Truppen schon gehört und gelesen, nichts schien mir daher erwünschter, als das Leben und Treiben eines solchen Meerschweinchens in Wirklichkeit kennen zu lernen. Einstimmig wurde also von unserer Gesellschaft der Beschluß gefaßt, nach R. zu fahren, und Mittags die kleine Spritzfahrt in ausgelassenster Stimmung per Bahn angetreten; aus guten Gründen sehr bescheiden, I. Classe, rückwärts gerechnet.

Als wir in R. anlangten, prangte uns schon am Bahnhofsgebäude ein Theaterzettel entgegen, der uns verrieth, daß sich der Musentempel im Gasthof „Zum weißen Roß“ befinde und heute die große Vorstellung: „Genovefa,“ ein altes, tüchtiges Mitterstück zur Aufführung gelange. Natürlich lenkten wir unsere Schritte ungefährnt nach dem „weißen Roß,“ und machten es uns in der Gaststube bequem. Unmittelbar nach uns trat ein ältlicher, dicker Herr ins Zimmer. Er musterte uns mit Kenneraugen und hatte auch alsbald an unseren bartlosen Gesichtern „die Mitschuldigen“ erkannt. Jovial trat er auf uns zu, indem er ausrief: „Kinder, Ihr riecht nach Schminke, woher kommt Ihr, wollt Ihr bei mir gastiren?“ — Großes Gelächter, allgemeine

Vorstellung und es währte nicht fünf Minuten, so waren wir mit dem dicken freundlichen Theater-Director so vertraut, als wären wir die ältesten Bekannten. Er erzählte, daß er ursprünglich Theologie studirt, sich aus unbezwinglicher Neigung aber der Bühne gewidmet, dann früh verheirathet habe und schließlich Director einer herumreisenden Gesellschaft geworden sei. So war eben ein Unglück dem anderen gefolgt. Die Gesellschaft, welche fast nur aus seinen Familiengliedern bestand, wurde uns, da alle im „weißen Roß“ logirten, alsbald vorgestellt. Da war zuerst: die Frau Directorin, eine alte, würdig aussehende Matrone mit langen Hängelocken. Ihr Gesicht, mit dem sie Mütter und Heroinen spielte, war mit niedlichen Runzeln, auf denen die sog. verhängnißvollen drei Haare thronten, geschmückt, unter der ziemlich ausgewachsenen Nase machte sich ein Schnurrbart bemerkbar, bei dessen Anblick ich ein leises Gefühl des Neides nicht unterdrücken konnte. — Dann: zwei Töchter, von denen die ältere verheirathet, tragische Liebhaberinnen und Heldinnen spielte und deren Mann ausübender Künstler im Intriguantenfache war, die jüngere, Agnes, ein überaus hübsches, liebliches Mädchen, das durch sein bescheidenes, sanftes, sittsames, echt jungfräuliches Wesen, — es ist eigentlich überflüssig es noch zu bemerken — nicht verfehlte, auf mein warmes, leicht entzündbares Herz einen Funken von mächtiger Wirkung fallen zu lassen. — Sie vertrat das Fach der Liebhaberinnen. Außerdem waren noch drei Söhne vorhanden, die alle Fächer ausfüllen mußten. Der Alte selbst spielte Väter- und komische Rollen. Dieser Familien-Komödie waren nur zwei fremde Elemente einverleibt: der erste Held und Liebhaber, ein Herr F., welcher einst bessere Tage gesehen hatte, an guten Bühnen engagirt gewesen, durch

innige Liebe zu Nordhäuser, Giffa und Comp. aber völlig herabgekommen war. Dann ein junger Mann, der seinem Papa, einem Todtengräber in Berlin, durchgegangen, um seiner unwiderstehlichen Neigung zur dramatischen Kunst fröhnen und sich hier die ersten Sporen verdienen zu können. Er hatte die Handwerksroutine von seinem Vater geerbt, denn er begrub mit großer Gewandtheit manche Rolle. Nirgends, wie bei dem Ensemble dieser Truppe, konnte man wohl ein solches Zusammenwirken aller nur denkbaren Künste finden. Neben ihren schauspielerischen Schöpfungen ersetzten sie zugleich den Souffleur, den Theatermeister, Decorations-Maler, Tischler, Beleuchter, ja, sogar das Orchester. Letzteres war durch ein Streich-Quartett — (ein Concert, das Steine hätte erweichen, Menschen rasend machen können) — der Herren Söhne vertreten. Kostüme wurden von den Damen gefertigt und ausgebeffert. Letzteres kam indeß öfter vor, als Ersteres. Außer dieser vielseitigen Thätigkeit, hatte Jeder noch irgend eine private Beschäftigung, welcher er in seinen Mußestunden nachging. Die Damen ertheilten den Bewohnerinnen eines jeden Ortes Unterricht in Gesellschaftstänzen, Blumenmachen und künstlichen Haararbeiten. Die Herren im Zeichnen und in Musik. Der Herr Schwiegersohn, früher Uhrmacher von Profession, setzte die reparaturbedürftigen Uhren des Städtchens wieder in Stand. Damit war jedem ein kleiner Nebenverdienst gesichert. Das Kassawesen verwaltete die brave Frau Directorin in musterhafter Weise. Alle Kinder standen in Gage und hatten vollständige Beköstigung von den Eltern, für welche sie diesen wieder eine Entschädigung zahlten. Auf diese Weise blieb das Geld in der Familie. Durch Sparsamkeit und ihren Bienenfleiß waren diese Leuten ganz leidlich situirt und in geregelten

Verhältnissen. Inmitten dieses Nomadenlebens herrschte unter ihnen doch ein durchaus anständiger Ton und gutes Einvernehmen, ebenso eine musterhafte Zucht und Ordnung, welche uns die größte Hochachtung vor der Familie einflößte. Der Inbegriff aller Tugend war jedoch meine liebliche Agnes.

Das Theater war am Ende eines ziemlich langen, aber schmalen Saales aufgeschlagen, das Podium etwas erhöht, die ganze Einrichtung der Bühne auf das Primitivste hergestellt. Die Decorationen waren schauerlich befleckte Leinwandfetzen; die Beleuchtung bestand aus einigen Öllampen. Garderobezimmer waren nicht vorhanden. Die Schauspieler mußten sich hinter den Couliissen ankleiden; die Herren auf der einen, die Damen auf der anderen Seite; eine weiße Gardine vertrat die schützende Wand. Die Kostüme wurden in der Wohnung des Directors in zwei großen Kisten aufbewahrt, es waren abgenutzte, geflickte, verschossene Fetzen. Zu den Vorstellungen suchte sich ein Jeder davon aus, was ihm gefiel, oder er für passend erachtete.

Kurz vor Beginn der Vorstellung mußten wir als Ehrengäste in der ersten Stuhl-Reihe Platz nehmen und erregten als Fremde bei dem spärlich versammelten Publicum, welches fast nur aus Bauern und Handwerkern bestand, natürlich nicht geringes Aufsehen. Die besseren Stände des Ortes schienen das Theater wenig oder gar nicht zu frequentiren, mit Ausnahme einiger Beamten und Polizisten, welche auch wohl nur in dienstlicher Eigenschaft erschienen waren.

Auf ein Klingelzeichen betraten die Söhne und der Schwiegersohn des Directors im Kostüm ihrer Rollen als Ritter, mit Musikinstrumenten den Orchesterraum, spielten schnell eine kurze, traurige — ach, so traurige Weise, ver-

schwanden wieder und die Aufführung der „Genovefa“ begann.

Es war ein Rühr- und Schauerstück in des Wortes verwegenster Bedeutung. Die Darstellung war noch schauderhafter als das Stück und die guten Leute, wahrscheinlich durch unsere Anwesenheit, so befangen und aufgereggt, daß sie unausgesetzt stecken blieben. Außer dem schon erwähnten Heldendarsteller, schien keiner eine Spur von Talent zu besitzen. Am wenigsten Begabung zeigte meine hübsche Agnes, welche die Titelrolle in entsetzlichster Weise herunterhaspelte und vollständige Marionettenbewegungen zum Besten gab. Das schmerzte mich tief. Wir athmeten auf, als der Vorhang zum letzten Male gefallen und fragten uns: wer bei dieser Mißhandlung der Kunst mehr zu bedauern sei, die Darsteller oder das Publicum?

Bis zum Abgang des letzten Zuges, der uns nach B. zurückführte, saßen wir dann alle beim Abendessen gemüthlich plaudernd beisammen, mir schmeckte es doppelt gut, denn — meine Agnes saß mir ja gegenüber. Nun rückte der Alte mit der Bitte hervor: ihm am Ostersonntage zu einem ausverkauften Hause zu verhelfen. Er beabsichtige Schiller's „Räuber“ aufzuführen und wenn so außerordentliche Künstler, wie wir, ihre Mitwirkung zusagten, würde sein Publicum einen seltenen Kunstgenuß und wir viel Ruhm und Ehre erleben. Honorar könne er allerdings so vielen Gästen nicht bieten, er sichere uns aber die Fahrt und freie Station, sowie seine ewige Dankbarkeit zu. Diesem verlockenden Anerbieten konnten wir um so weniger widerstehen, als wir uns in der beschäftigungslosen Zeit nach Thaten sehniten und dieses Gastspiel uns eine amüsante und angenehme Abwechslung in

Aussicht stellte. Wir sagten also zu. Hochbeglückt überließ er uns die Wahl der Rollen, über welche wir uns auch sofort einigten. Beim Abschied wurde festgesetzt, am Oftersonntag Vormittags zur Probe in R. einzutreffen.

Am nächsten Mittag saßen wir, wie gewöhnlich, in unserer Theaterkneipe bei Tisch. Die Gedanken an Agnes-Genovesa hatten mich noch nicht verlassen, als plötzlich unser guter Director aus R. vor uns stand. Eine wichtige Angelegenheit hatte ihn zu uns geführt: er wollte mich ersuchen, die mir zugefallene Rolle des „Kosinsky“ wieder abzutreten und dafür diejenige des „Koller“ zu übernehmen. Der Barbier des Ortes nämlich, ein wüthender Schauspiel-Dilettant habe ihn um die Ehre gebeten, den Kosinsky, den er schon mit vielem Beifall auf einem Liebhaber-Theater gespielt, mit den illustren Gästen vereint darstellen zu dürfen. Dieses Verlangen könne er dem Manne unmöglich abschlagen, da der Barbier eine der wichtigsten Persönlichkeiten des kleinen Ortes sei, die er sich nicht zum Feinde machen könne. Der Mann würde ihn und sein Theatergeschäft völlig ruiniren, falls er seine Kunden und Freunde wider das Theater aufhekte. Diese Gründe waren stichhaltig und einleuchtend und: um den Ruin des guten Directors nicht auf mein Gewissen zu laden, entschloß ich mich schweren Herzens, meinen Kosinsky zu opfern und den Koller zu übernehmen. Ich sage, schweren Herzens, denn der Kosinsky wäre für mich, den 17-jährigen, der ich bisher nur die sogenannten „faulen Liebhaber“ hatte spielen dürfen, eine Rolle gewesen, mit der ich — man bedenke dazu das fleißige polnische Costüm — das Herz der blonden Agnes im Sturme hätte erobern müssen. Nun waren durch

diesen Seifenschaumschläger all' meine Erfolge vernichtet, noch bevor ich sie errungen.

Am Ostersonntage langten wir pünktlich zur Probe in R. an. Diesmal befand sich auch ein weibliches Wesen unter uns. Unser schon bejahrter Bonvivant L., ein fideles Haus und ein Eulenspiegel voll toller Einfälle, Schelmerei und Necklust, hatte seiner theuren Ehehälfte, einer ehemaligen tragischen Liebhaberin, ausnahmsweise gestattet, ihrem so lange verhaltenen Drange zum Komödienspielen bei dieser Gelegenheit wieder einmal freien Lauf zu lassen. Sie spielte die „Amalie“, eine etwas reife Amalie, die obenein bedenklich mit der Zunge anstieß. Er aber spielte den „Hermann“. Unser Insipient W., ein leidlicher Episodenspieler, hatte sich den „Franz Moor“ zugelegt, den er in seiner Jugend schon einmal irgendwo verbrochen. Den „Spiegelberg“ spielte unser Komiker G.; unser jugendlicher Liebhaber B. hatte sich die „Magistratsperson“ ausgebeten, um sich einmal im Komischen zu versuchen und ich, wie abgemacht, war für den „Roller“ ausersehen. Dies waren die sechs Kunstgrößen aus B., die das Ensemble-Gastspiel in R. bildeten, welchem das dortige Publicum mit größter Spannung entgegensah, denn das Theater war bereits ausverkauft, wie der Director uns beim Empfange freudestrahlend mittheilte. — Die übrige Besetzung des Stückes war folgende: Den „alten Moor“ spielte der vorher erwähnte Berliner Todtengräbersohn, ein junger Mann mit ein paar selten vergnügten, großen, schwarzen Augen. Der „Carl Moor“ lag in den bewährten Händen des Heldendarstellers mit dem ewigen Durste, den er aber diesmal, uns zu Ehren, zu stillen unterließ. Die übrigen

„Räuber“ und der „alte Daniel“ waren unter die Söhne des Directors vertheilt! —

Die Probe nahm ihren guten Verlauf. Als wir aber bis zum Auftritt des „Kosinsky“ kamen, ist unser thatendurstiger Bartträger nicht am Platze. Man ruft, sucht — vergebens! Im ganzen Hause kein Barbier zu entdecken. Man schickt nach seiner Wohnung und nun kommt die Mittheilung: der Herr habe derartige Angst, vor dem vollen Hause mit den großen Künstlern aus B. aufzutreten, daß er es vorzöge, lieber nicht mitzuspielen. Allgemeine ungeheure Heiterkeit! Jetzt war Holland in Noth. Wer spielt nun den „Kosinsky“? Ich war empört, in gelinder Verzweiflung und hätte diesen elenden Barbier ermorden mögen! Wohl hätte ich, da „Koller“ bereits nach dem zweiten Acte einen schönen Tod stirbt, den „Kosinsky“, welcher erst im dritten Acte auftritt, mit übernehmen können, aber ich hatte ja mein schönes Polenkostüm nicht mitgebracht und in den alten Lumpen des Directors zu erscheinen, lehnte ich entschieden ab. So sprang denn unser jugendlicher Liebhaber in die Bresche, welcher neben der Rolle der „Magistratsperson“, die im zweiten Act beendet ist, den „Kosinsky“, den er oft gespielt, gütigst mit übernahm.

Nach der Probe ging's zum Diner und ich muß gestehen, unser Director ließ sich nicht lumpen. Außerst nobel wurden wir bewirthet, sogar mit Wein tractirt!

Am Nachmittage machten die jüngeren Mitglieder einen Spaziergang auf die Felder und Wiesen. Ich ging mit der lieblichen Agnes, pflückte ihr ein Feldblumensträußchen, welches sie erröthend an ihren jungfräulichen Busen steckte und hierbei verrieth mir ihr ganzes Wesen, daß auch ich ihr nicht gleichgültig war. — O selige Rückerinnerung! Sie hatte der ganzen

Probe als Zuschauerin beigezogen und war, wie sie äußerte, begeistert und hingerissen von unseren Kunstleistungen, namentlich von meinem feurigen „Roller.“ Ich fühlte mich nicht wenig geschmeichelt. Was, dachte ich, würde sie erst gesagt haben, wenn sie mich am Abend als „Rosinsky“ im schönen pelzverbrämten Polencostüm hätte bewundern können! — Im Laufe des Gesprächs schüttete sie mir mit kindlicher, rührender Offenheit ihr Herz aus: wie sie fühle, gar kein Talent für die Bühne zu besitzen, deshalb — gezwungen und mit Widerwillen Komödie spielen und glücklich wäre, nur in der stillen Häuslichkeit wirthschaften und arbeiten zu können. Die Ärmste! Ich bedauerte sie von ganzem Herzen und wäre ich nicht ein so junges Bürschchen gewesen, der nur in Idealen lebte, wer weiß, welche Folgen dieser Spaziergang für uns Beide gehabt hätte!

Abends um 7 Uhr begann die Vorstellung. Der Saal war überfüllt. Selbst einige Honoratioren des Ortes hatten es diesmal nicht verschmäht, das Theater mit ihrer Gegenwart zu beehren. Der Director schwamm in Wonne und Glückseligkeit und wir freuten uns von ganzem Herzen über seinen pecuniären Erfolg. Anfangs klappte Alles ganz leidlich. Das Publicum war in gehobener Stimmung und verfolgte den Lauf des Stückes andachtsvoll. Vom zweiten Acte an jedoch, stellten sich allerlei Verlegenheiten ein. Bald betrat der Eine nicht auf das richtige Stichwort die Scene, bald versprach sich der Andere und blieb stecken. Einmal wurde die Scene von den übereifrigen Herren Söhnen falsch verwandelt. Dann hatte unser fideles Bonvivant, der überhaupt für die Tragik absolut keinen Sinn besaß und nur Schelmstücke im Kopf beherbergte, in seiner Verkleidungs-Scene im zweiten Acte,

Amaliens Portrait vergessen. Er ließ sich dadurch aber nicht aus der Fassung bringen und bei dem Satze:

„hier ist auch ein Portrait“ (das er zu gleicher Zeit aus dem Busen zog), „es gleicht diesem Fräulein auf ein Haar.“ — „Dies soll meinem Bruder Franz“, sagte er

— „ich weiß nicht was er damit sagen wollte,“ —

mit welchem er dem Franz das Bild überreichen muß, riß er sich ein Stückchen Futterzeug aus seinem defecten Mantel und gab es dem Franz. Dieser, anfangs ganz starr, über diese Frechheit, wurde wüthend und flüsterte dem Hermann nicht ganz unvernnehmbar einen „Schafskopf“ zu. — In meiner großen Erzählung, als Koller vom Galgen kommt, fiel im Hintergrunde der ganze Wald-Prospect mit großem Gepolter zur Erde und wir befanden uns urplötzlich statt im Grünen, in der guten Stube des alten Moor. Meine Kameraden, die anderen Räuber, welche bis dahin meinen Worten athemlos gelauscht hatten, stürzten natürlich nach hinten, reparirten den Schaden schleunigst, ließen den Wald wieder wachsen und dann ging's hurtig weiter im Text. Carl und Franz brüllten so um die Wette, daß sie im fünften Act total heiser waren. Endlich kam der Schluß, der Allen die Krone aufsetzen sollte. Unser Berliner Todtengräbersohn, der „alte Moor“, verfolgte nämlich das meisterhafte Spiel der Gäste mit so außerordentlich regem Interesse, daß er sein Stichwort zum Sterben ganz und gar vergaß und sich auch Niemand weiter um ihn bekümmerte. Franz schmachtete längst in seinem Hungerthurm, Amalia hatte bereits von Bräutigamshänden den süßen Tod erlitten, die furchtbare Räuberbande den Schauplatz ihrer wilden Thaten verlassen und ihr großer Hauptmann Carl war auch schon auf dem

Bege, sich dem armen Manne, der eilf lebendige Kinder hat und dem geholfen werden kann, auszuliefern, nur der alte Moor saß noch mutterseelenallein im schaurigen Wald auf seiner Rasenbank, spähte mit seinen vergnügten Augen neugierig umher und überlegte, was wohl zu beginnen sei. Der Vorhang wollte auch nicht fallen. Große, erwartungsvolle Pause. — Da stürzt, die Situation überschauend, rasch entschlossen Hermann, mein Rabe (der übermüthige Bonvivant), dem das ungewisse Schicksal des alten Moor zu Herzen ging, mordlustig aus der Coullisse auf den Greis, der sich nicht zu helfen weiß, packt mit beiden Händen dessen Kehle, würgt ihn kaltblütig ab und schreit mit Donnerstimme: „Nun, alte Bestie, willst du denn wirklich ewig leben?! — Jetzt begriff der zähe Alte endlich, daß auch sein letztes Stündlein geschlagen. Gemüthlich streckte er sich der Länge nach auf der Bank aus und hauchte mit verständnißinnigem, tiefen Seufzer die edle Seele seinen unglücklichen Kindern nach! Tableau —! Der Vorhang fiel.

Diese Scene war zwar von unbeschreiblich komischer Wirkung, doch hatte die Schande, die wir unserm unsterblichen Schiller durch dieses unwürdige Possenspiel zugesügt, mein damals noch so jugendlich reines, zart und ästhetisch fühlendes Künstlergemüth derartig verlegt, daß ich mir voller Scham in meinem Innern gelobte, nie wieder dem verlockenden Gastspiel=Rufe eines „Meerschweinchen=Directors“ Folge zu leisten und wäre er auch mit einem Duzend so schöner Töchter gesegnet, wie meine liebliche Agnes.

Karl Galtzer.

Der 24. September 1867 war ein ungewöhnlich trüber Tag. Der Himmel machte ein gar unfreundliches Gesicht. Er hatte sich einen dichten Schleier grauer Wolken darüber gezogen und es pladderte, pladderte, pladderte.

Um die Mittagsstunde dieses so ungemüthlichen Tages stand ich, 17 Jahre alt, brünett, — weitere Kennzeichen fehlten — in der Wartehalle des Bahnhofes zu Stralsund, wo ich, von Berlin kommend, soeben eingetroffen war, um mein erstes Engagement anzutreten. In meinem Herzen warmer Sonnenschein, die Brust von Hoffnung auf die Zukunft geschwellt, draußen alles naßkalt, in meinem Geldbeutel öde Leere. Ja, der Himmel machte ein Gesicht, als wollte er sagen: „Kehre um, mein Sohn, werde Schuster, Schneider, was Du willst, aber nur nicht Schauspieler.“

Ach, lieber Himmel, diese Weisheit hatte ich schon vor Jahren gehört, als mein Herr Lehrer mich einmal, bei Rück-

gab ein ziemlich dürftig ausgefallenes lateinisches Exercitium fragte, was ich, bei so wenig Verständniß für den accusativus cum infinitivo und den ablativus absolutus, denn eigentlich werden wolle: „Schauspieler,“ hatte ich damals stolz geantwortet und im nächsten Moment war mir das Exercitium um die Ohren geflogen, wie mir jetzt der Sturmwind die Locken um die Schläfen schlug. Die Reminiscenz amüßte mich sehr und der Sturmwind incommodirte mich wenig. Avanti! Ich stand im Begriff, den Bahnhof zu verlassen, da trat ein ärmlich, aber sauber gekleideter Knabe mit der Frage an mich heran, ob ich vielleicht Schauspieler wäre und bei seinen Eltern, gemeinsam mit einem von ihnen bereits in Kost und Logis genommenen Herrn vom Theater wohnen wolle. Ich überlegte einen Moment, dann erschien mir der Vorschlag acceptabel; ich folgte dem Knaben und betrat mit ihm, nach viertelstündiger Wanderung das Haus seiner Eltern, eine kleine, baufällige Baracke in einer der häßlichsten Nebenstraßen der Stadt. Der erste Eindruck, den ich empfing, war ein ominöser. Ich war an einen Schuster gerathen. Alles im Hause duftete nach Pech. Schon wollte ich Kehrt machen, da öffnete sich die nächste Thür und mein College und Stubenslaurich in spe trat mir entgegen. Er war eine sympathische Erscheinung, etwa 26 Jahre alt und gefiel mir, nach kurzem Gespräch, so gut, daß ich mich entschloß, zu bleiben. Ich zog bei Sekke, so hieß mein College, ein, um den monatlichen Miethpreis von 1 Thlr. 15 Gr., bei einer Gage von 16 Thlr. monatlich keine so unbedeutende Summe. Das Mobilair unseres Zimmers bestand aus einem Bett, einem alten, mit Stiefelresten bereits mehrfach geflickten Ledersopha, einer alten Kommode auf drei Füßen, einem wackeligen Tisch und drei dito Stühlen. Unserer

Abmachung gemäß sollte jeder einen Monat lang im Bett, den zweiten auf dem Sopha schlafen. Ich, als der Jüngere, bezog zuerst das Sopha. Im übrigen war mein College, der bereits das zweite Charakterfach versah und eine Gage von 26 Thlr. monatlich bezog, entschieden besser situirt als ich. Er trank Morgens süßen, ich bitteren Kaffee, sein zweites Frühstück bestand in einer Semmel mit, das meinige in einer Semmel ohne Butter. Sonntags aber, oder wenn er einmal bei sehr guter Laune war, spendete er ein Stück Zucker zu meinem unschuldigen Kaffee. Er speiste um 4 Sgr. bei einer alten Beamtenwitwe zu Mittag, mir war dieser Preis zu hoch und ich fand in einem in der Nähe belegenen Kellerloch, was ich zur Stillung des Hungers brauchte und — zahlen konnte. Für 2½ Sgr. aß ich mich annähernd satt. Absolut satt konnte ich in jenen Jahren überhaupt nicht werden. Mein Menü bestand in der Regel aus Kartoffeln, Gemüse und einer dünnen Schnitte Speck oder Rindfleisch, meine Tafelconversacion in einem Gespräch mit der mir offenbar sehr wohlgesimten dicken Wirthin, die, durch und durch Theaterfreundin, einen halben Abonnementsplatz auf dem Olymp besaß. Kam ich dann, nach beendeter Mahlzeit wieder an die frische Luft, so rief ich wohl mit Schiller: „Hier oben freuet ein jeder sich, dort unten aber ist's fürchterlich.“

So war ich denn in das Fahrwasser eines regelmäßigen Civilwandels gelangt, als der Tag der Eröffnung der Saison und meines ersten Debuts herannahte. Gegeben wurde Laube's „Eßex.“

Meine Antrittsrolle war eine stumme Partie, ein Cavalier aus dem Gefolge des Grafen Eßex. Ich machte mich, unter Assistenz meines des Schminkens kundigen Kollegen Sekke so

schön als möglich: rothe Backen, ein großer Schnurrbart, ein verblaßtes rothes Costüm, das einstmals vielleicht einen Carlos umhüllt und jetzt bis auf Chor und Statisterie heruntergekommen war, dazu ein großes Schwert, das mir bei jedem Schritt zwischen die Beine kam. So stand ich da, stolz wie ein Spanier, jeder Zoll ein Künstler.

Das Theater war ziemlich gefüllt. Hoch oben auf der Gallerie thronte meine dicke Speisewirthin, im Parterre erblickte ich — mein Herz begann zu klopfen — den Gegenstand meiner ersten Künstlerliebe, meines Schusters blondhaariges 16jähriges Töchterlein, welches ich, trotz 16 Thlr. Monatsgage, allen Ernstes in ca. 4 Wochen zu ehelichen gedachte. Nun — ihr und mir ist diese Prüfung erspart geblieben.

Unser erster Held, Herr Blattner, spielte den Esser und gefiel unserem Publicum außerordentlich. Der dritte Act kam heran und mit ihm mein Auftritt. Die Wand des Hintergrundes bildete ein Bogen, der zu Beginn des Actes durch einen Vorhang geschlossen war. Hinter diesem Vorhang führten sieben Stufen zu einer Estrade empor, an die sich die Hinterwand der Decoration lehnte. Die Scene stellte das Arbeitszimmer der Königin dar. Esser trat auf, gefolgt von 6 Cavalieren, darunter ich. Bei den Worten Esser's: „Hier harret mein, Ihr Freunde!“ blieben wir oben auf der Estrade stehen, hinter uns 4 Hellebardiere. Schon beim Auftritt stolperte ich über eine grüne Fußdecke und hätte ich mich nicht an einem vor mir stehenden Collegen halten können, so hätte ich mich in meiner ganzen Länge auf den Fußboden gelegt. Im ersten Augenblick wünschte ich durch die nächste Versenkung in die Unterwelt zu fahren, dann aber faßte ich mich wieder und bereitete mich auf den großen Moment vor, da wir die

Schwerter zu ziehen hatten, um Esser den Rückweg frei zu halten. Blattner-Esser war in der Scene mit der Königin voll Feuer und Leidenschaft. Das Publicum folgte seinem Spiel mit gespannter Aufmerksamkeit. Jetzt kam der Moment, da die Königin, in überwallendem Zorn, Esser den Feldherrnstab entreißt und nach ihm schlägt. Blattner bringt mit der größten Leidenschaft und Kraft die Worte:

„In Fegen aber reiße ich
Von oben bis unten, was sonst besteht,
Und Kampf auf Leben und Tod zerstöre
Vom Sonnenlichte hinweg bis auf's Gedächtniß,
Was diese Schmach an Esser hat geseh'n!
Zerstöre mich selbst bis zur Vernichtung,
Wenn ich nicht siege. Derby, Fansare!
Und los die Schwerter!“

Dies war unser Stichwort, auf das hin wir die Schwerter zu ziehen hatten. Ich ziehe — na! Ich ziehe nochmals — o du lieber Gott, es kommt nicht, es bleibt wie festgebannt in der Scheide, in der es während der Sommerferien eingeroßt war. Mir tritt der Angstschweiß auf die Stirn. Ich ziehe nochmals, abermals und bin dabei wohl ein paar Schritte zurück getreten, denn plötzlich befinde ich mich an der Hinterwand der Decoration, berühre dieselbe, sie giebt nach und mit Gerassel und Gepolter stürzen ich und die 4 Hellebardiere hinten über. Ein Moment erwartungsvoller Stille, dann die Rufe einiger Collegen und dann — oh, oh, es war, um sich an den Nordpol zu wünschen — dann bricht ein fürchterlicher Jubel im Publicum los über diesen fünffachen Rückfall und die vergeblichen Versuche der Hellebardiere, wieder auf die Estrade zu klettern. Die Königin und ihre Minister machten Anstalten vor Lachen zu ersticken, das Publicum jauchzte und

applaudirte unaufhörlich, während Blattner rathlos und sprachlos da stand und mit rollenden Blicken den Anstifter der Störung suchte. Ich benutzte den Moment der allgemeinen Verwirrung und lief zitternd und bebend zur letzten Versenkung hinunter, um dort zu sterben.

Der Vorhang war inzwischen gefallen, die Schlussscene, ja das ganze Stück so gut wie „geschmissen.“ Ich hörte wie Blattner, vermuthlich mit gezücktem Schwerte, umherrannte und zornwüthig brüllte: „Wo ist dieser Schurke? Ich spalte dem Buben den Kopf, wenn ich ihn finde!“ Was ich in diesen Minuten an Angst und Beschämung ausgestanden, ist meine Feder zu schildern nicht im Stande.

Inzwischen suchte man mich überall, man glaubte, ich hätte mir ein Leids angethan und auch ich hatte minutenlang daran gedacht, aber auf das wie? fand ich glücklicher Weise keine Antwort. Inzwischen war das Stück zu Ende gespielt worden und Blattner hatte sich unter dem Zuspruch des Directors beruhigt. Indessen konnte ich mich nicht entschließen, vor Schluß der Vorstellung mein Versteck zu verlassen und erst als der Vorhang gefallen und die meisten meiner Collegen fort waren, schlich ich mich in die Garderobe, legte den Cavalier bei Seite und wankte, wie ein zum Tode Verurtheilter, nach Hause. Vor unserer Stube angelangt, blieb ich horchend an der Thüre stehen. Da drinnen wurde mein Unglück besprochen und belacht, auch von ihr, der Angebeteten, ihrem Vater, meinem Collegen und drei rohen Schustergefellen — belacht. O, das war zu viel. Ich stürzte die Treppe hinunter, zur Hausthür, zur Stadt hinaus und irrte zwei Stunden lang draußen auf der Landstraße umher. Dann kehrte ich wieder heim, ermattet und verschnupft, aber ohne die Liebe

zur Wirthstochter im Herzen. Ich hatte sie auf der Landstraße verloren, für immer, das fühlte ich. Mein College schlief und ich kroch auf mein Sopha, ohne Licht zu machen. Aber ich konnte stundenlang kein Auge schließen. Erst gegen Morgen nahm Morpheus mich in seine Arme, aber es war eine entsetzliche Umarmung. Mir träumte, ich schwämme in einem Meere von Pech, stets im Begriff unterzusinken. Dann griff ich, um mich zu halten, nach allerhand in dem Pechmeer umherschwimmendem Zeug, nach Stiefelsohlen, Knieriemen, Hellebarden und dazwischen drang ein wuthschnaubender Mann, mit gezücktem Schwerte auf mich ein. Ich schrie auf — — und bums! da lag ich auf der Diele neben dem Sopha und blickte in das lächelnde Gesicht meines Collegen.

Seit meinem ersten Auftreten und der darauf folgenden Nacht miethe ich grundsätzlich nie mehr bei einem Schuster.



Engelhard Göbel.

Schon in meiner frühesten Kindheit, zu einer Zeit, wo ich das Wort „Theater“ noch nie gehört hatte, geschweige denn in einem solchen gewesen war, gehörte es zu meinen Lieblingsspielen, aus Papier Figuren zu schneiden, dieselben an einem Faden tanzen zu lassen und dazu aus den Märchen und Kindergeschichten, die mir meine Mutter erzählt hatte, mich besonders fesselnde Stellen zu sprechen. Glücklicherweise war ich, wenn meine Kameraden meinem Treiben zusahen. Dies geschah freilich sehr selten, denn sie fanden ein solches Spiel langweilig und lachten mich aus. Hübsch wird es wohl auch nicht gewesen sein, — aber ich fühlte mich glücklich dabei.

Als ich dann später zum ersten Male in's Theater mitgenommen wurde, — man führte eine Kinderkomödie auf — war es um mich geschehen.

Ich vergaß Alles um mich her; wie im Fieber saß ich da und starrte auf die Bühne, auf der die kleinen Acteurs

ihr Wesen trieben, und als der Vorhang zum letzten Male gefallen war, mußte mich meine Mutter wiederholt daran erinnern, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen. — In meinem Kopfe schwirrte es. Wie beneidete ich die Kinder, denen man die Erlaubniß ertheilt hatte, mitzuspielen!

Weihnachten nahte heran. Ich durfte meine Wünsche äußern, — ich hatte nur einen: Ein Puppentheater wollte ich haben, aber nur ein solches, in welchem alle Decorationen Wolken darstellen sollten. (Wie ich auf diese sonderbare Idee gekommen, weiß ich heute nicht mehr). Mein Wunsch wurde erfüllt. Auf diesem „Wolkentheater“ führte ich nun — ich hatte auch bunte Pappfiguren bekommen — „Schneewittchen und die sieben Zwerge“, „Aschenbrödel“ u. s. w. auf.

Alles hat seine Zeit. Mein Puppentheater verlor bald seinen Reiz für mich.

Nach dem Tode meines Vaters siedelte meine Mutter aus der Provinz nach Berlin über. Während meiner Schulzeit daselbst kam ich nur selten in's Theater: mein Taschengeld war knapp. Aber je älter ich wurde, desto fester stand es bei mir, dereinst mein Heil auf der Bühne zu suchen. Als ich eines Tages — ich hatte am Abend zuvor Schiller's Räuber gesehen — erklärte, ich wolle Schauspieler werden, gab es in der Familie große Aufregung. Alle meinten es herzlich gut mit mir und glaubten Alles aufbieten zu müssen, mich von einer so dornenvollen Laufbahn zurückzuhalten. Da ich aber wieder und wieder erklärte, daß nichts meinen Entschluß wankend machen könne, war es meine gute Mutter, die sich auf meine Seite stellte und sagte: „Jeder muß den Beruf ergreifen, zu dem Neigung ihn zieht. Glaubst Du als Schauspieler glücklich zu werden, mein Sohn, so gehe zur

Bühne. Ich will Dir, sobald Du das Gymnasium absolvirt hast, meine Einwilligung nicht versagen.“

Wer war froher als ich! — Nun gab es damals, wie auch jetzt noch, Liebhabertheater in Berlin (Urania, Concordia, Thalia u. a. m.), auf denen außer Dilettanten, die im Winter sonntäglich im „Schauspielern“ ihre Freude finden, auch Künstlernovizen aufgenommen werden, die hier „gehen und stehen“ lernen und ihr Talent erproben können. Diese Liebhabertheater haben ihre in Gage stehenden Regisseure, die die Proben leiten müssen und dafür zu sorgen haben, daß im Winter alle Sonntage eine Vorstellung stattfindet. Es kommt auch wohl vor, daß auf diesen Theatern Schauspieler aus der Provinz auftreten, um sich Directoren und Agenten zu zeigen.

Von diesen Liebhabertheatern hatte ich gehört und der Wunsch wurde auf das Lebhafteste in mir geweckt, mir dort schon jetzt die Sporen zu verdienen. Natürlich mußte ich diesen Wunsch in aller Heimlichkeit zur Ausführung bringen, in der Schule durfte man keine Ahnung davon haben.

Ich stellte mich also dem Regisseur eines dieser Theater vor, theilte ihm mit, daß es meine Absicht sei, mich dem Theater zu widmen und bat ihn, mich bei der Besetzung von Stücken berücksichtigen zu wollen.

„Also Schauspieler wollen Sie werden“, sprach der gestrenge Herr, indem er mit langen Schritten sein nicht eben großes Zimmer durchmaß, „wissen Sie auch, junger Mann, was das heißen will?“

„Ich bin mir bewußt“, erwiderte ich, „daß ich mir ein hohes Ziel gesteckt habe, aber ich hoffe, mit redlichem Fleiß und ernstem Streben dasselbe zu erreichen.“

„Hm, Hm,“ machte er, indem er mich von der Seite ansah und rief dann nach einer längeren Pause plötzlich: „Können Sie denn auch sprechen?“

Ich verstand diese Frage im ersten Augenblicke nicht und stammelte deshalb: „Sprechen?! Wie meinen Sie das?“

Ohne auf meine Frage zu reagiren, sagte er: „Sprechen Sie mir ein Gedicht vor!“

Sofort fange ich an: „Die Glocke von Schiller. Festgemauert in der —“

„Um Gotteswillen, schon wieder die Glocke! Wißt Ihr, junges Volk denn nichts, als dieses abgeleierte Gedicht?“ —

„Abgeleiert?“ fragte ich erschrocken, „mögen Sie dieses Gedicht nicht?“

„Ach was, mögen,“ brummte er vor sich hin, „an dieses Werk sollten sich nur Meister des Vortrages wagen!“

Können Sie die „Bürgschaft“ auswendig?“

„Ja,“ erwiderte ich eingeschüchtert.

„Na, denn los!“

Nachdem ich dieses Gedicht declamirt hatte, nickte er mir zu, notirte sich meine Wohnung und entließ mich mit den Worten: „Wir wollen sehen, was sich thun läßt.“ —

Dieser Regisseur war, wie ich später erkannte, eine künstlerisch, ja, vielseitig veranlagte Natur; aber das Glück hatte nicht an seiner Wiege gestanden. Er hat es nie zu einer nennenswerthen Stellung gebracht.

Der erste Schritt war also gethan! „Welche Rolle wird man Dir schicken,“ dachte ich, „worin wirst Du zuerst Gelegenheit haben, aufzutreten?“

Durch meine Phantasie zogen „Melchthal,“ „Raoul,“ „Valentin“ u. u.

Glückliche Zeit, in der man unüberwindliche Lust und Liebe zu einem Berufe auch zugleich identificirt mit Leistungsfähigkeit!

Auf das Äußerste gespannt, sah ich einer Entscheidung entgegen.

Meine Geduld sollte nicht zu lange auf die Probe gestellt werden. Schon nach einigen Tagen wurde eine Rolle für mich abgegeben, — aber, ach! meine hochfliegenden Hoffnungen bekamen einen sehr ernüchternden Dämpfer. Die ganze Rolle bestand aus einem Quartblatt. Auf der einen Seite las ich:

Die Einfalt vom Lande.

Lustspiel in 3 Acten

von

Karl Töpfer.

Rolle: Ein Diener.

Auf der andern Seite:

Diener kommt und meldet:

„Herr von Zier!“

Also einen Diener hatte man mir geschickt und noch dazu einen, der nur drei Worte zu sprechen hat!

Die Rolle zurückzuschicken, wagte ich nicht, weil ich fürchtete, mir dadurch die Gunst höheren Ortes für immer zu verschmerzen. Ich behielt also die Rolle, hoffend, daß man mich bald mit größeren Aufgaben betrauen würde.

Nachdem man mich auf den Proben gehörig gedrillt und mich angewiesen hatte, wie ich aufzutreten und mich den beiden Herren in der Scene, denen ich die Meldung übermitteln

mußte, gegenüber zu benehmen hätte, kam der Tag der Aufführung heran.

Schon eine Stunde vor dem Erscheinen der anderen Darsteller in der Garderobe befinde ich mich, bereits costümiert, auf der noch dunklen Bühne und probire meinen Auftritt, wohl hundertmal die inhaltschweren Worte: „Herr von Zierl“ in allen möglichen und unmöglichen Tonarten wiederholend. Muthig sehe ich der Aufführung entgegen. — Ich hatte meine Meldung ungefähr in der Mitte des ersten Actes zu machen.

Die Vorstellung beginnt.

Durch eine Spalte in der Thüre, durch welche ich aufzutreten habe, sehe ich in den ganz gefüllten, hell erleuchteten Zuschauerraum. Ein Grausen überfällt mich! Ängstlich frage ich den Herrn Inspicienten, der neben mir steht: „Komme ich bald?“

„Nein, Sie haben noch lange Zeit.“

Gott sei Dank, ich kann mich fassen! Aber die Fassung will sich nicht einstellen.

Scene auf Scene spielt sich ab.

„Herr von Zierl, Herr von Zierl“, spreche ich fortwährend leise vor mich hin. — Der Inspicient, der hier und da zu thun und aufzupassen hat, kommt wieder an die verhängnißvolle Thür, durch welche ich zum Galgen geführt werden soll.

„Lieber Herr, ich habe mein Stichwort vergessen“, flüstere ich ihm erregt zu.

„Thut nichts“, antwortete er ruhig, „ich werde Ihnen schon sagen, wann Sie aufzutreten haben.“ —

Eine kleine Pause. —

„Passen Sie auf, es ist gleich so weit,“ sagte mein Cerberus gefühllos, kalt wie Eis.

Meine Angst hat ihren Gipfelpunkt erreicht. „Nein,“ stöhne ich, indem ich mich schleunigst entfernen will, „ich trete nicht auf, es ist mir unmöglich!“

„Na, das wäre neu, 'raus müssen Sie!“ versetzt der Mann von Eis und packt mich beim Rockragen. — Die Thür öffnet sich, — ein tüchtiger Stoß — und ich taumle bis an den Souffleurkasten, gerade zwischen die beiden Herren, denen ich die frohe Nachricht von dem Erscheinen des Herrn von Zierl zu melden habe, aber nicht melde.

„Mensch, sind Sie wahnsinnig? Was machen Sie? Höre ich neben mir sprechen.

„Entschuldigen Sie!“ stottere ich.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ ertönt dieselbe Stimme.

Diesem höflichen Ersuchen komme ich natürlich sofort nach und verschwinde unter dem Gelächter des Publicums.

Hinter der Scene plaze ich auf den Herrn Regisseur, der sich bemüht, ein ernstes Gesicht zu machen, dann aber in ein helles Lachen ausbricht und endlich sagt: „Nun, es war wenigstens hübsch von Ihnen, daß Sie Ihr Kommen gleich entschuldigten. — Nein, mein Bester, so geht das nicht. Vorläufig kann ich Ihnen keine Rolle mehr geben. Sie müssen zunächst nur statiren, damit Sie sich an die „Lampen“ gewöhnen. Vielleicht macht sich die Sache dann mit der Zeit.“ — — —

So geschah es denn auch. Ich statirte wo ich konnte und durfte, um mich mehr und mehr an den Anblick einer

großen Versammlung zu gewöhnen. Mit der Zeit erhielt ich auch wieder Rollen, die ich zwar stets mit anfänglicher Angst, aber doch zu Ende führte.

Mittlerweile hatte ich mein Abiturienten-Examen absolvirt und machte jetzt Anstalten, mich ernstlich für meinen künftigen Beruf vorzubereiten.

Von allen dramatischen Lehrern in Berlin hatte ich zu dem königlichen Hofschauspieler Berndal das größte Vertrauen. Ich kannte ihn zwar nicht persönlich, aber als Schauspieler hatte er mich durch seine klare, edle Sprechweise, durch seine vornehme Ruhe, seine Geistesstärke einerseits, und seine hinreißende Leidenschaft andererseits besonders gefesselt.

Zu ihm also begab ich mich. Wohl eine halbe Stunde stand ich vor der Thüre seiner Wohnung, ehe ich es wagte, um Einlaß zu bitten. Ging doch von diesem Besuche Alles für mich ab! Ich wußte, daß er von Unterrichtsuchenden überlaufen wurde und daß er, da seine Zeit durch seinen Beruf selbst außerordentlich in Anspruch genommen war, nur wenig Schüler annehmen konnte.

Endlich zog ich die Glocke. Es währte nicht lange und Berndal stand selbst vor mir, der Mann, den ich wie einen Heiligen verehrte und bewunderte. Nachdem ich ihm die Absicht meines Kommens mitgetheilt und ihn gebeten hatte, auch mich unter die Zahl seiner Schüler aufzunehmen, versuchte er eindringlichst, mich von meiner Idee abzubringen, indem er mir die wenigen Licht- und die ungeheueren Schattenseiten klarlegte, die der Beruf des Schauspielers in sich berge.

Er schien überhaupt wenig Vertrauen in mich zu setzen, denn er endete mit den Worten: „Man ist zu leicht geneigt, Schwärmerei für's Theater für Talent zu halten und Sie

besonders, mein Lieber, scheinen sich für jeden anderen Beruf mehr, als für den eines Menschendarstellers zu qualificiren.“

Da er aber sah, mit welcher Zähigkeit ich bei meinem Vorsatz verharrete, sagte er: „Nun gut. Wenn Sie in Urania oder in einem anderen unserer Liebhabertheater eine größere Rolle spielen, lassen Sie es mich wissen. Ich will Sie sehen und finde ich in Ihnen Begabung für die Schauspielkunst, so werde ich Sie als Schüler annehmen.“ — —

Das Glück war mir hold. In Urania sollte eine Novität aufgeführt werden, ein einactiges Schauspiel: „Die Meierei der Prinzessin,“ zu welchem ein sehr großes Herrenpersonal erforderlich war. Ich hatte dem Regisseur meine Unterredung mit Berndal mitgetheilt und ihn inständigst gebeten, mich jetzt mit einer guten und größeren Rolle zu bedenken. Nach langer Überlegung sagte er: „Sie sollen in dem neuen Stücke eine gute Rolle haben. Ich will Ihnen Gelegenheit geben, sich ihrem künftigen Lehrer zu zeigen. Es ist eine der wichtigsten Rollen im Stücke, die ich Ihnen anvertraue. Beschäftigen Sie sich fleißig mit der Aufgabe! Nächsten Sonntag ist die Aufführung, Freitag die erste Probe.“

Ich erinnere mich jetzt nicht mehr des Inhaltes des Stückes, nur so viel weiß ich noch, daß ich, ein Hofherr, in aller Eile und Verwirrung auf die Bühne zu stürzen, „ein Glas Wasser, ein Glas Wasser“ zu rufen und auf stürmisches Befragen, was vorgefallen sei, eine lange Erzählung zu berichten hatte: Die Prinzessin (die weibliche Hauptrolle im Stücke) hatte sich auf der Jagd bei der Verfolgung eines Bären von ihren Begleitern getrennt, war vom Pferde gestürzt, von dem Bären angegriffen und nach vielen Beschwerden und Ängsten von dem herbeieilenden Gefolge endlich gerettet worden.

Außer diesem Vorfalle waren in die Erzählung noch Begebenheiten eingeflochten, die zur Entwicklung des ganzen Stückes und zum Verständnisse desselben von größter Wichtigkeit waren. Kurz, die Erzählung war der Ausgangs- und so recht der Angelpunkt, auf dem das Stück sich aufbaute. Die ziemlich große Rolle bestand nur aus dieser Erzählung. Man kann sich vorstellen, mit welchem Eifer ich sie lernte! —

Die Proben gingen gut. Man war mit mir zufrieden. Mit einer gewissen Freudigkeit überbrachte ich Berndal Billets zur Aufführung. Er empfing sie freundlich lächelnd und versprach zu kommen.

Der verhängnißvolle Abend rückte heran. Man hatte in Bezug auf Decorationen und Costüme Alles aufgeboten, um das Stück möglichst glänzend in Scene gehen zu lassen. Ich war mit einem blauen, reichen Sammethabit versehen worden. Während der Duvertüre versammelte sich das ganze mitspielende Personal auf der Bühne und da man erfahren hatte, daß Berndal der Vorstellung beizuwohnen würde, befanden sich Alle in einer besonders gehobenen Stimmung.

Bis dahin war ich ziemlich ruhig gewesen, ja, hatte mit einer fast frohen Erregung der Aufführung entgegengesehen. Plötzlich aber — es kam wie angeweht — überfiel mich eine wahre Todesangst, eine Aufregung, wie ich sie bisher, trotz allem schon Erlebten noch nicht empfunden hatte. Der Gedanke, daß von der Wiedergabe meiner Rolle ein großer Theil des Erfolges des Stückes abhinge, legte sich wie ein Alp auf mich! —

Die Duvertüre ist zu Ende. Das Zeichen zum Anfange wird gegeben. Jeder nimmt seinen Platz auf und hinter der Bühne ein.

Ich mußte in der dritten oder vierten Scene auftreten. Das letzte Zeichen: der Vorhang hebt sich.

Die erste Scene beginnt, — ich höre nichts, als ein verworrenes Geseum! Ich will meine Erzählung memoriren, aber meine Gedanken schweifen ab, — ich muß unwillkürlich jenes Abends gedenken, an welchem ich mit meiner Meldung: „Herr von Zierl“ so schauerlich verunglückte. Eine böse Ahnung überkommt mich!

Wenn es dir heute ähnlich erginge?! Nein, nein! Das darf, das soll nicht sein! — Gewaltig raffe ich mich zusammen und erinnere mich der ersten Worte meiner Erzählung.

Da höre ich hinter mir das Wort des Inspicienten: „Jetzt!“ —

Ich stürze auf die Bühne. „Ein Glas Wasser, ein Glas Wasser!“ rufe ich wie wahnsinnig. Ich erschrecke vor meiner eigenen Stimme, die sich wie in Todesqualen mir entringt.

„Was giebt es, was ist geschehen?“ werde ich von allen Seiten gefragt.

Ich will antworten, — ich will sprechen, aber mein Hals ist wie zugeschnürt. Der Kronleuchter im Zuschauerraum scheint sich hin- und her- und immer näher an mich heranzubewegen. Mit ihm bewegen sich die Köpfe des Publicums, — das ganze Theater scheint sich zu drehen, — ich fühle, wie ich selbst schwanke! — Mit äußerster Kraftanstrengung schreie ich: „Dort — dort — die Prinzessin — —“, aber keines weiteren Wortes fähig, stürzte ich von der Bühne. Hinter mir her jagt der Regisseur.

„Um Gotteswillen, Mensch, Sie müssen wieder hinaus. Sie müssen die Erzählung sprechen, das ganze Stück beruht ja auf derselben!“ —

„Nein, ich kann nicht! Machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich kann nicht!“ rufe ich und eile in die Garderobe, wo ich zerknirscht in einen Stuhl sinke, den Kopf in meine Hände vergrabend. —

Wie das Stück zu Ende gekommen, — ich weiß es nicht, eben so wenig, wie lange ich so in dumpfem Hinbrüten gegessen habe.

Plötzlich fühle ich eine Hand auf meiner Schulter; ich blicke auf — Berndal steht vor mir.

„Na, Freundchen“, sagte er zu mir, „schön war das nun nicht. Kommen Sie morgen zu mir. Adieu!“

Nach einer furchtbaren Nacht, in der ich kein Auge schloß, machte ich mich am anderen Tage auf den Weg zu Berndal. Sein Wesen war, wie immer, freundlich, aber diesmal besonders ernst.

„Lieber Freund,“ fing er sogleich an; „ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich Sie für total talentlos halte. Geben Sie den Gedanken, zur Bühne zu gehen, auf! Sie werden es dort nie zu einer Stellung bringen. Warum wollen Sie sich einer Laufbahn widmen, in der Sie nie die geringste Befriedigung finden würden!“

„Herr Berndal,“ erwiderte ich, „Sie meinen es gut mit mir, das höre und fühle ich aus jedem Ihrer Worte. Aber ich kann den Gedanken an die Bühne noch nicht ganz, wenigstens nicht so plötzlich aufgeben. Ertheilen Sie mir, ich bitte Sie inständigst, zunächst nur acht Wochen Unterricht und finden Sie nach dieser Zeit Ihr jetzt ausgesprochenes Urtheil bestätigt, haben Sie dann wirklich keine Begabung zur Schauspielkunst

in mir entdeckt, so werde und kann ich mich ruhiger bescheiden und mich ernstlicher und freudiger einem anderen Beruf zuwenden.“ —

Berndal erfüllte meinen Wunsch. Seines Unterrichts werde ich stets mit voller Dankbarkeit gedenken. —

Als ich nach der festgesetzten Zeit mir sein entscheidendes Urtheil erbat, sagte er: „Gehen Sie zur Bühne, — ich hoffe, Sie werden es nicht zu bereuen haben.“ —

Margarethe Göthe.

„Kleines Fräulein Göthe! Ich erwarte mit Bestimmtheit auch von Ihnen einen Beitrag und zwar etwas recht Drolliges.“

„Aber mein Gott! Ich weiß nichts, absolut nichts!“

„Nun, dann schreiben Sie über Nichts und einiges Andere!“

Mit diesem ungemein präcise gefaßten Vorschlage schloß die letzte Unterredung, die ich in Sachen des „Decamerone“ mit dem Herausgeber desselben hatte.

„Über Nichts und einiges Andere!“

„Da sitz' ich nun, ich armer Thor
Und bin so klug, als wie zuvor.“

O, Du mein großer Namens-Abnherr, hilf Du, mir aus meinen Nöthen!

Ich greife nach einem Bande Urgroßpapa. Faust I. Theil.

Schön! Im Vorspiel stehen sehr viele gute Lehren für Schriftsteller und solche, die es werden wollen. Namentlich der Theaterdirector ist ein sehr vernünftiger Mann, wie überhaupt alle Theaterdirectore. Also laß einmal sehn:

Director:

„Denn freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage schon vor Bieren,
Mit Stößen sich bis an die Kassen sicht,
Und wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.“

Directorialer Egoismus, sehr begreiflich, paßt aber nicht zum Interims-Localton. Weiter:

Dichter:

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Achte bleibt der Nachwelt unverloren.

Ich will aber glänzen und die undankbare Nachwelt, die dem Mimen keine Kränze slicht, läßt mich ganz kalt.

Weiter:

Lustige Person:

Last Phantasie mit allen ihren Chören,
Bemunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch merkt Euch wohl, nicht ohne Narrheit hören!

Auch nichts. Für mich viel zu zeitraubend und ohne Arbeitstheilung garnicht ausführbar. Die Bemunft hat die Beyer, den Verstand die Suhrlandt, die Empfindung die Orban und die Leidenschaft die Weigel zu übernehmen. Für die

Narrheit ist, im Damenpersonal wenigstens, keine Befetzung vorhanden. Nun noch ein Mal zum Director. O, weh!

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Thaten sehn!“

— — — — —
Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erscheint sie nie.“

— — — — —
„Schreiben Sie über Nichts und einiges Andere,“ sagte man mir. Nun gut! Jetzt kommt das Andere.

Die Meiningen umgaben die Wiege meiner sogenannten Künstlerschaft. Ich erinnere mich deutlich des Herzklopfens, mit dem ich anno 18 . . — Jahreszahlen thun übrigens nichts zur Sache, ja sie sind mir auf dem Pensionat sogar äußerst widerwärtig gewesen — mit dem ich also in Liebenstein vor dem gefürchteten Rath Chronegk, dem Intendanten des herzoglichen Hoftheaters, stand. Meine Schüchternheit schwand bald, denn Rath Chronegk war reizend und soll es übrigens noch immer sein. Auf seine Frage, ob ich wohl als erste Rolle „Sie hat ihr Herz entdeckt“ spielen möchte, antwortete ich mit Ernst und Überzeugung, daß ich wol nur und ganz ausschließlich sentimental spielen könne. Ich hatte eben noch nicht mein Herz entdeckt. Jetzt bin ich naiv, so naiv, daß ich rechne, noch mit 60 Jahren nur Naive spielen zu können. Rath Chronegk gab mir die Marie in „Feuer in der Mädchenschule“ als Antrittsrolle. Das Debut verzögerte sich und meine Aufregung wuchs in Folge dessen. Täglich stieg ich, mit der Rolle in der Hand, zur alten Liebensteiner Burg hinauf, und lernte meinen Text, den ich schon längst bis auf das letzte Komma hersagen konnte. Noch heute sehe ich deutlich die Stelle vor mir, von der hinab ich mich in den Abgrund stürzen wollte, wenn mein erstes

Debut mißglücken sollte. Mein Tagebuch weist, neben anderen schaurigen Geschichten, auch die Kämpfe auf, die damals in mir tobten — ich übertreibe nicht, tobten. Aber ich stürzte nicht, weder durch's Debut, noch in den Abgrund.

Dann folgten glückliche, sonnige Tage. Auf den Reisen lernte ich Welt und Menschen kennen und meinen Beruf lieben. Aber auch traurige, thränenreiche Stunden blieben nicht aus. Wie bekannt, sind bei den Meiningern sämtliche Darsteller und in erster Reihe natürlich die Anfänger verpflichtet zu statiren. In den großen Trauerspielen, wie „Julius Cäsar“, „Fiesco“, „die Hermannsschlacht“ u. s. w. stellte ich Volkshaufen, Hofdamen und Pagen dar. Ich sehe mich noch, in große, weite Costüme gehüllt, in denen ich Unglückswurm völlig verschwand. Besonders ein blaues Atlaskleid hat sich meiner Erinnerung mit fürchterlicher Treue eingeprägt, ich werde es nie vergessen, denn es war mein Schrecken, wenn ich nur in die Garderobe trat und manche Thräne hat es mich gekostet. Die Taille, mir viel zu groß und zu weit, wurde übereinandergesteckt, die Robe gerast. O, ich haßte dieses Costüm, wie ich nichts auf dieser Welt gehaßt habe. Ein Machtwort der Gemahlin des Herzogs erlöste mich von ihm. „Steckt die kleine Götthe nicht immer in solche Schleppgewänder, sie sieht darin ja gar zu traurig aus.“

Seit dem Tage blühte mir jeder Page, der nur vorkam. Ich gab mich zufrieden, denn das Pagencostüm paßte doch meistentheils und erregte niemals Mitleid.

Schleppkleider trage ich seit der Zeit nur in Extrasällen.

Meine erste größere Rolle auf der ersten Tournee, die ich mitmachte, war das „blutige Kind“ in Macbeth. Es war eine Trauerspielrolle und das machte mich stolz.

Es war in Breslau, meiner zweiten Vaterstadt, wo ich, bis ich zur Bühne kam, erzogen worden war. Ich hatte dort eine Menge Bekannter und Freundinnen, die höchst gespannt waren, wie Gretchen sich in der großen Tragödie machen würde. Gretchen machte sich sehr schlecht. Als ich, leichenblaß gepudert, auf's Stichwort aus der Versenkung hervorstieg, stieß ich den dreimal zu wiederholenden Ruf „Macbeth“ so bibbernd und winnmernd hervor, daß Rath Chronegk behauptete, es habe genau so wie „Hackebrett“ geklungen. — Nein, mit dem tragischen Styl war es nichts.

Dann, ich glaubte den Gipfel meines Künstlerglückes erreicht zu haben, erhielt ich das „Räthchen von Heilbronn“, das ich in Hamburg und Prag spielen durfte. In Hamburg wurde ich von Publicum und Kritik freundlich behandelt, in Prag von der Kritik sehr schlecht. Einer der dortigen Recensenten wurde sogar sehr anzüglich. Er sagte, „Kinder mit piepsigem Organ wolle man nicht auf der Bühne sehen!“

Aber ich war unverbesserlich, ich piepste weiter, zuerst noch eine Zeit lang mit den Meinigern, dann in Stettin und schließlich in Riga, so lange, bis man mir auch von hier nachruft:

„Da geht sie hin und — piepst nicht mehr!“

Adolf Hagen.

Es werden wohl ziemlich viele unter den Collegen sein, denen auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie heute auf den Brettern stehen müssen, sei es, daß der Wunsch ihrer Eltern oder eigene anfängliche Abneigung gegen den Theaterberuf, vielleicht auch erst später zu Tage getretene Befähigung für dies oder jenes Fach sie gezwungen habe, erst ihr Heil in einer anderen Sphäre zu versuchen, bis sie dann von irgend einem unternehmenden Geist an das grelle Licht der Rampen und Soffiten herangezogen wurden, — Vielen zum Heil, Manchem zum Verderben. Kann man fast behaupten, daß der größte Theil der heute auf der Bühne stehenden Personen, wenigstens das genus masculinum, früher einem anderen Beruf angehörte, so läßt sich fast ebenso bestimmt das Gegentheil von dem vor der Bühne placirten Personale dem Orchester und dessen Dirigenten behaupten: Künstlerberuf von Jugend, ja frühesten Jugend

auf. So bin auch ich einer von denen, welche bereits mit drei Jahren die Frage beantworteten: „Was ist Dein Papa?“ „Papa dirirt“ (dirigirt). „Was willst denn Du werden?“ „Apobb auch diriren!“ (Adolf auch dirigiren). Mit großem Vergnügen denke ich noch heute der mannigfachen harmlosen Streiche und kleinen Scherze, welche ich damals geliefert habe. Zunächst muß ich vorausschicken, daß mein seliger Vater selbst ein vorzüglicher Capellmeister war, der seiner künstlerischen Leistungen, wie seiner persönlichen Liebenswürdigkeit wegen, weit und breit hochgeachtet und geehrt wurde. Was war natürlicher, als daß auch ich ein Musikus wurde, zumal mir durch meines Vaters Stellung schon früh Gelegenheit geboten wurde, alles Gute und Schöne, was uns unsere großen Meister hinterlassen haben, zu sehen und zu hören. Allerdings wurde die Erlaubniß dazu in der ersten Kinderzeit sehr selten ertheilt. Wie viele Thränen gab es nicht, wenn es hieß: „Papa, darf ich heute in's Theater gehen? und die Antwort kam: „Nein mein Junge, heute wird's zu voll,“ oder „heute wird geschossen.“ Aber die Freude, wenn der väterliche Consens ertheilt war! Athemlos saß ich dann oben im zweiten Rang des Wiesbadener Hoftheaters, zu klein fast, um über die Brüstung der Logen wegzusehen, aber unverwandt den Blick gerichtet — auf die Bühne? ach nein, aber auf meinen Vater, der unten am Pulte stand und die Oper dirigirte. Es dauerte auch gar nicht lange, so war meine Begeisterung bereits dermaßen angeschwollen, daß ich krampfhaft die ganze Oper mittastirte, unbekümmert darum, ob sich links und rechts alle Leute auf's Höchste über meinen Eifer amüsirten. Sie kannten alle bereits den „kleinen Capellmeister,“ und daß auch ich dereinst ein großer (wenigstens was das Körpermaß an-

langt) werden dürfte, stand bereits fest. Einstmals besuchte ich einen über uns wohnenden Musiker, den damals am kgl. Hoftheater angestellten Jagottisten R. Derselbe hatte in Folge dieser Directionswuth meinerseits, eine besondere Vorliebe für mich gefaßt, die er darin documentirte, daß er sich auf Commando von mir Etwas vortaktiren ließ, worauf er mir dann als Belohnung einen Kreuzer schenkte. R. hatte grade ein frisches Stearinlicht auf den Leuchter gesteckt und mußte bald darauf das Zimmer auf kurze Zeit verlassen, mich mit baldiger Wiederkehr tröstend. Geduldig wartete ich eine Zeit, welche ich mir damit vertrieb, daß ich mir in Gedanken eine Oper zurecht componirte. Ich sah mich bald an der Spitze eines Orchesters stehen und stand sofort mitten im Zimmer nach rechts und links Zeichen gebend, und das vermeintliche Orchester begeistert anfeuernd. So merkte ich gar nicht, daß R. die Thüre aufmachte, einen Augenblick auf der Schwelle stehen blieb und dann erstaunt ausrief: „Ja, Adolf was machst du denn, es ist ja ganz dunkel hier, wo ist denn das Licht?“ Ich schrak zusammen und, aus meinem Paroxysmus erwachend, sagte ich kleinlaut: „Ich weiß es nicht, Herr R.!“ Mehr vermochte ich nicht herauszubringen, denn R. hatte unterdessen ein Streichholz angezündet und brach nun in ein schallendes Gelächter aus. Der Leuchter war leer, statt dessen hatte ich die Stearinkerze in der Hand, sie als Tactstock benutzend, den ich nun ganz beschämt sinken ließ.

Außer Talent und Fleiß gehört zum Dirigenten vor Allem Geduld und daß ich diese in ausreichendem Maße besaß, mag folgende kleine Schilderung einer Concertaufführung, oder vielmehr der Vorbereitung zu einer solchen, lehren. Ich war sehr befreundet mit einer Familie R., ein Verhältniß,

welches wohl seinen Hauptgrund in dem Umstand hatte, daß Frau K. mit sechs Jüngens gesegnet war, von denen die drei ältesten meine Freunde und Spielfkameraden waren. Frau K., die früher selbst der Bühne angehört hatte, hegte eine große Vorliebe für Musik und ihr größter Kummer bestand darin, daß nicht ein einziger ihrer sechs Söhne Talent dazu hatte; wenigstens waren alle Versuche, ihnen in dieser Richtung etwas beizubringen, gescheitert.

Weihnachten, das schöne Fest, welches in diesem Hause immer großartig gefeiert wurde, stand vor der Thür. Unter anderen Sachen bekamen „die Jüngens“ auch eine schöne Trommel, eine Triangel und eine Trompete, die nun zum Entsetzen der Nachbarschaft täglich in Thätigkeit gesetzt wurden. Bei meinem nächsten Besuch hieß es wie immer: „Adolf, spiele mal was!“ Ich setzte mich hin und spielte Weber's Edur-Polonaise. Erst hörte man andächtig zu, dann setzte Paul mit der Triangel ein, Hermann folgte sehr bald mit der Trommel und Georg vollendete das Quartett mit der Trompete. Hatten sie nun Respect vor der Musik, oder wirkte die Anwesenheit der Mutter besänftigend auf die Gemüther, kurz, sie accompagnirten ganz leise und auch nur, wenn ich es erlaubte und so klang denn das kleine Orchester für anspruchslose Dilettanten ganz niedlich. „Bravo, bravo“, scholl es uns entgegen aus dem Nebenzimmer. „Ihr müßtet einmal so ein kleines Concert veranstalten.“ „Concert!“ „Donnerwetter ja!“ blühte es in mir auf, „aber heimlich vorbereiten.“ Kaum war Mutter K. draußen, so hielt ich einen großen Rath mit den „Jüngens“, dessen Endresultat war, daß wir sofort, trotz Sturm und Regen in die Stadt hinunterstiefelten und uns vom Musikalienhändler die Haydn'sche Kindersymphonie sammt den dazu gehörigen Instru-

menten borgten. Das Ding mußte aber Hand und Fuß haben und so begnügte ich mich nicht mit Clavier und den dazu gehörigen Vogelinstrumenten 2c., nein, mindestens zwei Violinen mußten dabei sein. Die eine leistete ein guter Freund von mir, die andere meine Wenigkeit. Clavier sollte ein anderer Freund von uns spielen, dem ich auch in Anbetracht seines „künstlerischen Übergewichts“ die Oberleitung anvertrauen wollte. Besezt wurden die übrigen Instrumente des wohlbekannten, reizenden kleinen Werkchens nach Maßgabe der Fähigkeiten eines jeden Einzelnen. Jetzt galt's den unmusikatischen Gemüthern, die rhythmischen Formen des Schlagens, Blasens und Zählens beizubringen. Ich hatte die erste Probe meinem Freunde B. (dem Clavierspieler) übertragen. Ich selbst konnte erst eine halbe Stunde später kommen, da ich zu Hause noch einige Schularbeiten zu machen hatte. Endlich bin ich damit fertig und athemlos fliege ich zu meiner Probe hin. Unterwegs schon begegne ich Freund B., der mir ganz aufgereggt sagte: „Du Adolf! das geht nit, die Kerls könne ja nit e mal bis vier zähle! ich geh heim!“ Sprach's und verschwand! Na! dachte ich, mein guter Julius hat mal wieder keine Geduld. Wollen schon sehen! Ich komme zu K.'s und finde den alten Trubel! Hermann trommelt, Georg trompetet und Oskar triangelst ad libitum. Die Geschichte ist ihnen eben ein wenig zu schwer. Julius hat's mit ihnen probirt, sie haben es nicht gleich capirt, und da ist Julius aufgestanden, grob geworden und fortgegangen. So ungefähr lautete der Rapport. Auf diese Weise geht's also nicht, dachte ich. Und doch haben wir nicht mehr allzuviel Zeit zu verlieren. Mama ist den ganzen Tag zu Hause und die soll's ja nicht hören. Da, ein Gedanke: ich habe ja meine Geige!

Gesagt gethan! Am andern Tage bringe ich meine Geige mit und wir ziehen hinauf in eine Bodenkammer, wo ich bei einer Kälte von 10 bis 12 Grad meine Symphonieproben beginne. In Ermangelung eines Notenpultes werden die Noten an die Wand gesteckt, meine Cousine Marie wird als Aufsichtsorgan heraufgeholt, auf eine alte Bettstelle gesetzt, und über und über mit wollenen Decken zugedeckt, auf daß sie nicht friere, während uns Finger, Nase und Ohren roth und blau vor Kälte anlaufen und nun geht es los, stimmenweise erst Hermann, 1, 2, 3, 4, ein brrrrr, ein brrrrr —, dann Georg ein tatarata, dann Oskar mit seinem Ruckuf 2c. Nach zwei bis drei Tagen habe ich sie endlich so weit, daß ich eine Gesamtprobe unter Hinzuziehung des ungeduldigen Julius B. riskiren kann. Sie verläuft brillant und der Concertabend wird angefezt, das Programm erweitert, einige Knabenterzette à la même manière werden einstudiert, eine Ouverture à quatre mains und einige Declamationen hinzugefügt und nun kann's losgehen. Und es ging los, frisch und munter traten wir alle, die Rockzipfel mit Stecknadeln als Frack gesteckt, vor die erstaunte Mutter, führten sie in ein Zimmer, wo unserer bereits einige geladene gute Freunde harreten und legten ihr unser mühsam ausgearbeitetes Programm vor, das auch ganz glatt und sauber heruntergespielt wurde. Rauschender Beifall wurde uns nach jeder Nummer zu Theil und als nun erst die Symphonie gespielt wurde, da kannte der Jubel keine Grenzen. Ich aber träumte in der folgenden Nacht, daß ich ein großer Capellmeister geworden wäre.



Olgä Lorenz.

Ich etwas erzählen müssen, ohne zu wissen, was? ist noch schlimmer, als Komödie spielen, ohne seine Rolle zu können. In letzterem Falle ist, bei einiger Übung, der Souffleur doch eine letzte Rettung, im vorliegenden ersteren mangelt mir die Übung und der Souffleur. Vergessens wühle ich in meinen Erinnerungen, ich finde nichts. Fast ein Jahr gehöre ich nun schon zu den Meinigern. Ich habe sieben, als Mitglied des herzoglichen Hoftheaters absolvirte Gastspiele hinter mir, habe in dieser Veranlassung Elberfeld, Bremen, Magdeburg, München, Prag, Wien und Dresden kennen gelernt, aber nicht ein einziges Reiseabenteuer erlebt. Mein, aus dieser Zeit, aus dem letzten Jahre giebt's nichts zu erzählen. Weiter rückwärts!

Berlin?

Es war keine heitere Zeit, die ich dort verlebte, nicht heiter, vielleicht vorzugsweise durch meine eigene Schuld. Die

Verhältnisse waren mir zu neu, das Heimweh zu stark, ich konnte kein Behagen während meines dortigen Aufenthalts finden. Auch er bietet mir keinen Stoff.

Riga?

Warm und wohligh wird mir um's Herz, wie in einen weichen Shawl hüllt sich die Seele in die Erinnerung an das langjährige Leben und Wirken in der Vaterstadt, liebe, bekannte Gestalten tauchen vor dem geistigen Auge auf, ich lege die Feder aus der Hand, lehne mich in meinen Sessel zurück und träume. Ich träume vom Morgen des Tages, an dem ich, als Lea Henderson in „Daniel Rochat,“ zum letzten Male in Riga auftreten sollte. Da — ein häßliches, ein entsetzliches, und doch ein schönes, ein schauerig schönes Bild. Blutrothe Flammen züngeln zum Himmel, schwarze Wolken wälzen sich über die Stadt und — in zwei Stunden war sie ausgebrannt, die Stätte, von der ich am Abend desselben Tages hatte Abschied nehmen sollen. Ohne Abschied hatte ich fortgehen müssen. Vielleicht wirkte gerade deshalb der Trennungsschmerz so nachhaltig.

Ich recapitulire mein Rigaer Engagement — auch hier nichts, was die Censur für dieses Buch passiren könnte.

Jetzt bin ich bei dem Jahre angelangt, da ich zum ersten Male die weltbedeutenden Bretter betrat. Es war in der Musenstadt am Embachstrande. Ein linder lauer Sommerabend, so hell, wie's eben nur die Sommernächte meiner Heimath und was weiter nordwärts liegt, sind. Ein würziger Duft von blühenden Bäumen und Sträuchern lag über der Stadt. Auf dem Dome, bei der „Rigenjer-Ecke“ in der Nähe der Sternwarte schlug eine Nachtigall, nur vereinzelt hörte man einen Wagen durch die Straßen rasseln, vom Garten des Handwerkervereins quitschte und prustete die Musikcapelle ihren

Schlußgalopp herüber, immer entfernter, immer undeutlicher klang das Lied der Studenten vom anderen Ende der Domes zu mir her:

„Jetzt gang' i an's Brünnele,
Trink aber net.“ — —

Dorpat war zur Ruhe gegangen.

„Jetzt gang' i an's Brünnele, trink aber net“ —.
O, Ihr maliciösen Musensöhne, gewiß mir zum Spott sanget Ihr das Lied. Auch ich war an's Brünnele gegangen, aber trinken wollte ich nicht, mit anderen Worten: ich war vom Revaler Director G. Berent, der während des Sommers mit seiner Gesellschaft in Dorpat spielt, engagirt worden, sollte anderen Tages zum ersten Male auftreten und wollte nicht. Welcher Contrast zwischen der Stille der Natur und den Fieberstürmen in meinem Innern. Ich kann all' die Gebilde von Unglück und Blamage, die meine erhitzte Phantasie schuf, während ich aufgeregt immer und immer wieder mein kleines Stübchen durchmaß, mir nicht wieder ins Gedächtniß zaubern, ich weiß nur, daß dieses Lampenfieber — mein Gott, lieber möchte ich's Lampen-Typhus oder noch bezeichnender: Lampen-Paroxysmus nennen, mir endlich gegen 5 Uhr Morgens das Alleinsein unerträglich machte. Ich weckte meine Wirthin und diese wieder ihre 6 hoffnungsvollen Töchter. Ich weinte und die Wirthin mit ihren 6 Töchtern weinte, theils aus wirklichem Mitgefühl, theils wohl aus geschäftsgemäßer Rücksicht auf die Mietherin, ebenfalls. Wer unvorbereitet das Zimmer betreten, hätte meinen müssen, er sei in ein Übungs-Seminar für angehende Klageweiber gerathen. Um 6 Uhr Morgens begab ich mich zum Embachufer, um Erkundigungen über die Abgangszeit des Dampfers

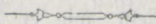
nach Pleskau einzuziehen. „Um 8 Uhr,“ erhielt ich zur Antwort. Schon nach zwei Stunden! Ich hatte — man verzeihe mir das harte Wort — kein Geld, absolut gar keines mehr und das einzig Versehbare, worüber ich verfügte, bestand in einem alten Armband, das, bevor die Goldschmiedsläden geöffnet, auch nicht zu Gelde gemacht werden konnte. Wenn mir in der Stunde ein mit den Localverhältnissen vertrauter Bruder Studio zur Seite gestanden — wie anders wäre Alles gekommen, denn als ich etwa 14 Tage später einem liebenswürdigen Landsmann, einem blaubemühten Rigenfer von meiner damals, ach, so trostlosen Situation erzählte, rief er ganz erstaunt: „Aber waren Sie auch ungewandt, mein Fräulein! Ganz in der Nähe des Dampfbootsteges wohnt ja der Marcus Seelig, der hätte Ihnen für das Armband mindestens 15 bis 18 Rbl. gegeben.“

Mit 15 bis 18 Rbl. wäre ich damals nach Hause gereist und wer weiß, ob ich unter solchen Umständen überhaupt jemals aufgetreten wäre. Es war gut, daß ich Marcus Seelig's Adresse nicht kannte.

Also mit der Abreise war es nichts. Ich verbrachte weitere, qualvolle vier Stunden und begab mich dann um 10 Uhr in das Theater-Bureau, wo ich dem Director mein Herz ausschüttete. Ihm und Franz Treller, der damals in Dorpat gastirte, gelang es, mich, wenn auch nicht zu beruhigen, so doch von meinen Desertionsplänen abzubringen. Schon um 4^{1/2} Uhr Nachmittags — die Vorstellung sollte erst nach drei Stunden beginnen, war ich in der Garderobe. Gegeben wurden „die Räuber“; ich sollte die Amalie, Franz Treller seinen Namensvetter aus dem Geschlechte der Grafen von Moor spielen. Ich fand, daß mir das weiße Seidenkleid doch

ganz nett stand — das Fieber ließ um ein Geringes nach. Die erste Scene ging vorüber, ohne daß ich stecken blieb. Franz und ich wurden applaudirt, freilich wohl mehr Franz als ich, indessen mir wurde abermals leichter ums Herz. Dann kam die Gartenscene. Ich wurde drei Mal gerufen und erhielt von einem der Herren des Comité's ein Bouquet. Dreimaliger Hervorruf und ein Bouquet, nicht um eine Million — und meine guten Freunde wissen doch, daß eine Million das Ziel meiner Wünsche ist — hätte ich das Gefühl der Glückseligkeit getauscht, unter dem ich nunmehr meine Rolle zu Ende spielte.

Als ich nach der Vorstellung nach Hause kam und zu essen begehrte — ich hatte den ganzen Tag über nicht einen Bissen genossen — hatte, wie mir die Wirthin bedauernd mittheilte, die Kaze mein Abendbrod verzehrt. Die Gute, ich meine die Kaze, hatte offenbar darauf gerechnet, daß ich im Garten des Handwerkervereins, in dem das Theater steht, speisen würde. Ich ließ mir die Blumen an's Bett stellen, einen Krug Wasser nebst einem Wasserkringel geben — Butter war gleichfalls nicht im Hause — und schwelgte bei diesem solennen Souper in der Erinnerung an meinen ersten Erfolg. Der Traumgott aber führte mich in jener Nacht durch Lorbeerhaine und Rosengärten, von deren Düften berauscht ich am anderen Morgen erwachte, mit dem festen Entschluß: bei der Kunst zu bleiben.



August Markwordt.

Das Leben der Bühnenkünstler ist in den seltensten Fällen von Rosen bekränzt und viele, ach wie viele begabte Jünger Thaliens haben es, trotz angestrengten Fleißes nur zu einer bescheidenen Stellung gebracht. Um höher hinauf zu gelangen, muß zur Begabung und gehörigen Geistesbildung als dritte im Bunde die Reclame sich gesellen. Ist sie gut gehandhabt worden und hat mit ihrer Hülfe der Künstler es bis zu einer gewissen Höhe gebracht — dann sind seine Leistungen unantastbar und er ist gegen alle Launen des Schicksals geschützt. Was aber wird aus dem bescheidenen, wenn auch nicht minder begabten Künstler, der die Reclame nicht in seinen Dienst zu stellen weiß oder sie verschmäht? Die vielfachen Enttäuschungen, die Arbeit um's liebe Brod, sie machen ihn mürrisch; er sieht, wie er trotz allen Fleißes nicht vorwärts kommt, er verliert sein Bißchen Selbstvertrauen und endet, — ach wie oft! — bei einer jener kleinen Gesellschaften, an

die ihn anfangs die Noth, der Erwerbsbedürfniß, später die Macht der Gewöhnung, der Mangel an Energie fesseln. Es ist wieder ein Tropfen Wasser zum Meere gegangen.

Von einer dieser kleinen Gesellschaften, verehrte Leser, will ich Ihnen erzählen, der ich, freilich nicht zu Ende meiner Laufbahn — das Schicksal ist glimpflich mit mir verfahren, — sondern zu Beginn derselben angehörte.

Nachdem ich in meiner Vaterstadt Magdeburg zum ersten Male die Bretter, so die Welt bedeuten, betreten und dort ein Jahr hindurch theils kleinere, theils größere Rollen gespielt, wenig applaudirt und viel ausgelacht worden war (der Groschen gilt ja nichts, wo er geschlagen ist), beschloß ich, der undankbaren, so wenig kunstfönnigen Stätte meiner Geburt den Rücken zu kehren. Ich acceptirte ein Engagement nach Calbe a. d. S. beim Director G. für 12 Thlr. monatlich und begab mich an den Ort meiner künftigen Thaten. Dort angelangt, war mein erster Gang zum Theater. Es war eine Scheune, durch deren stellenweise geborstene Wände der Wind pfiß. Dann begab ich mich, um mich vorzustellen, zum Director, dessen Exterieur vollkommen dem Zustande seines Kunsttempels entsprach. Aber er war freundlich und das war wenigstens etwas.

Ich war als erster Held und Liebhaber engagirt und sollte am nächsten Sonntage als Fridolin im „Gang nach dem Eisenhammer“ debutiren. Klopfenden Herzens betrat ich die Bühne, aber siehe da! August gesiehl den Calbenfern und hielt sich für einen gemachten Mann. Doch es sollte anders kommen. Als ich am nächsten Gagentage meine mir zukommende Halbmonatsgage erhob, theilte mir der Herr Director mit, daß ich, bei Strafe sofortiger Entlassung, mich gleich den übrigen Mitgliedern verpflichten müsse, keine Schulden zu machen.

Du lieber Himmel, bei 12 Thlr. Gage und, nach dem durchschlagenden Erfolge des ersten Debüts, keine Schulden machen! Ich machte sie natürlich. Als die Saison in Calbe ihr Ende erreichte, stöhnte ich unter einer Schuldenlast von 5 Thlr., die bezahlt werden mußten, wollte ich nicht meine Stellung verlieren. Schweren Herzens beichtete ich dem Director, der mir, nach längerer Moralpredigt einen Vorschuß in dem erforderlichen Betrage gab, jedoch unter der Bedingung, daß ich im nächsten Städtchen, gegen eine Extravergütung von 5 Sgr. pro Abend, auch die Functionen des Theatermeisters übernehme. Mit Freuden ging ich auf diesen Vorschlag ein, bezahlte meine Schulden und die Reise nach Aken a. d. Elbe, vom Volksmunde „Kuhaaken“ genannt, wurde angetreten.

Wir reisten mit zwei großen leinwandüberdachten Leierwagen, nach Art derer, wie sie zur Zeit hier noch zu Fahrten nach den kleinen, noch nicht mit einer Eisenbahnstation oder einer regelmäßigen Diligence-Verbindung gesegneten kleinen livländischen und kurischen Städten benutzt werden. Der eine Wagen diente zur Beförderung des Personals, der andere führte das Gepäck. Unter Personal ist hier jedoch nur der schönere und der unerwachsene Theil der Gesellschaft, und letzterer war der weitaus größte, zu verstehen. Für uns Männer gab es keinen Platz, wir mußten marschiren.

Nach unserer Ankunft in Aken mußte ich mein Amt als Theatermeister sofort antreten und fand mich bald in dasselbe hinein. Dabei spielte ich alle nur denkbare erste Fächer, heute einen Helden, morgen einen Intriguanten, dann wieder sang ich eine Tenorpartie.

Ich muß offen bekennen, ich fühlte mich leidlich wohl bei dieser Beschäftigung. Daß sie so bald einen tragi-komischen

Abschluß fand, war mein Glück, aber nicht meine Freude. Und das kam so.

Der Director hatte es für möglich befunden, Weber's „Freischütz“ zu geben. Als Tenorist sang ich den Max, als Theatermeister hatte ich, in Anbetracht der Verhältnisse und vorhandenen Mittel, die Wolfschlucht zu meiner vollkommensten Zufriedenheit eingerichtet. Da ich aber natürlich nicht die ganze Scenerie selbst arrangiren konnte, hatte ich ein paar Gehilfen angemietht, denen ich das Größere übertrug. Hierzu gehörte der Felsen, von dem aus ich im 3. Act die Arie: „Ha! furchtbar gähnt der düstre Abgrund u. s. w.“ zu singen hatte. Er bestand aus einem Tisch, an dem ein Stück Felsen aus Pappe vermittelst eines Bohrers befestigt war und dieser Felsen nebst Abgrund wurde mein Verderben. Eben hatte ich die Arie begonnen, da — ein sehr verdächtiges Krachen, das sich in zwei Secunden zum Krachen steigerte und Felsen und Max stürzten mit fürchterlichem Gepolter um, Max flog auf die Fußrampe, an der er 6 Lampen zertrümmerte und sich arg die Hände zerschund und verbrannte. Das Publicum jauchzte und johlte, das Personal lachte, der Director schäumte und der Vorhang sank. Die Vorstellung war zu Ende und ich — entlassen.

Beschämt und mit tiefem Weh im Herzen schlich ich in mein bescheidenes Kämmerlein, weinte mich tüchtig aus und schlief ein wenig. Dann packte ich mein Känzle und der anbrechende Morgen sah mich leichten Schrittes und auch wieder leichten Herzens, auf der Landstraße.

Kuhaaken hatte einen großen Künstler verloren.

Knae



Eury Orban.

Wenn der Leser die Lectüre der nachfolgenden Zeilen mit gerechtem Verdruß über ihre Inhaltslosigkeit und einem leichten Gähnen beschließt, so bitte ich, dafür den Herausgeber dieses Buches zur Verantwortung zu ziehen. Er hat mir die Feder in die Hand gezwungen, er trage die Kosten. Was soll ich erzählen? Erlebnisse giebt es in dem „Herbarium meiner Erinnerungen“ nicht und Erlebtes, nicht Erdachtes, soll ich mittheilen. Warum überhaupt? Doch halt! In dieser Frage liegt vielleicht ein ganz kleines Anknüpfungspünktchen. Ich werde beweisen, daß ich über ein kleines Quantum dessen verfüge, was das starke Geschlecht bereits gewohnheitsmäßig uns Frauen abzusprechen geruht: über ein wenig Logik.

Warum soll ich erzählen? Offenbar weil ich zur Zeit ein Mitglied des Rigaer Theaters bin. Was soll ich erzählen? Vermuthlich doch irgendetwas, das zu dieser Eigenschaft in

irgend welcher Beziehung steht. Etwa wie ich hierher gekommen bin? Nun, auf dem landesüblichen Wege, auf Wunsch des Herrn Directors, durch Vermittelung des Agenten. Doch damit wäre die Geschichte aus und das darf sie ja wohl noch nicht sein. Also vielleicht wie ich bis hierher gekommen bin? Auch das ist bald erzählt, doch es dauert um einige Minuten länger, Interessanteres weiß ich nicht, also mag's darum sein.

Geboren bin ich in St. Petersburg im Jahre 18... doch nein! Warum soll ich das Geheimniß meines Lauffcheins verrathen. Ich stehe noch nicht in dem Alter, wo man bei Künstlerinnen danach zu fragen pflegt. Es kann noch ganz und garnicht interessiren. Andererseits will ich nicht selbst irgend einem grimmigen Zukunfts-Reconsenten schwarz auf weiß das Material zu einer boshaften Anspielung liefern. Ich werde mich hüten!

Also, in Petersburg bin ich geboren und bis zu meinem eilften Jahre erzogen. Der Theaterteufel warf bereits frühzeitig seine Netze nach mir aus und ich machte es ihm, offen gestanden, ziemlich leicht. Er traf mich in der großen Oper, im Alexander-, im Michael-Theater und wo sonst noch Komödie gespielt wurde. Als er dann, durch Vermittelung eines seiner illustren Emissäre, durch die Vermittelung Ernst Possart's, meine ältere Schwester geholt hatte, sie ist zur Zeit Mitglied des Deutschen Theaters in Berlin, da hatte er auch mich fest.

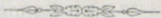
Nach dem Tode meines Vaters siedelte meine Mutter mit mir nach Deutschland über. Dort entschied Dr. Förster, damals Director des Leipziger Theaters, über meine Zukunft. Ich bat ihn, etwas vortragen zu dürfen und als ich's gethan, richtete ich die inhaltschwere Frage an ihn, ob ich zur Bühne

gehen könne und erhielt die noch inhaltschwerere Antwort, daß er mich sofort für das Stadttheater engagiren wolle.

Ich hatte außerordentliches Glück, denn ich konnte meine Laufbahn an einer der hervorragendsten deutschen Bühnen beginnen und es ist mir beschieden gewesen, in den „höheren Regionen“ zu bleiben. Nach halbjähriger Dauer meines Leipziger Engagements erhielt ich einen Antrag an das Meininger Hoftheater. Ich sollte das Wanderleben, das Herumziehen von Stadt zu Stadt nun doch kennen lernen, freilich in künstlerisch-aristokratischer Umgebung und mit etwas mehr Comfort, als ihn die Wanderbühnen gewöhnlich zu bieten pflegen. Indessen zauderte ich mit der Annahme des Antrages. Ich äußerte meine Besorgniß, daß ich den an mich gestellten Ansprüchen nicht würde genügen können. Man antwortete mir, daß es sich nicht darum handele, was ich leiste, sondern, was ich in Zukunft leisten würde. Ich ergab mich in mein Schicksal, das es augenscheinlich gut mit mir meinte und nahm den Antrag an. Underthalb Jahre bin ich mit den Meinigern umhergewandert, durch das einstmalige heilige römische Reich deutscher Nation und mein Mütterchen mit mir. Man sagt, daß das Reisen bilde. Es mag sein und ich will es hoffen. Allein es ermüdet auch und es brachte angesichts des etwas monotonen Repertoirs der Meininger für mich außerdem nicht genügend künstlerisches Fortschreiten mit sich. Da kam, wir hatten eben unser Münchener Gastspiel beendet und sammelten Kräfte für das Herbst- und Wintergastspiel, denn die Meininger sind fast zwei Dritttheile des Jahres auf Reisen, da kam der Antrag nach Riga, dessen gegenwärtiger Theaterdirector, mich gelegentlich des Gastspiels der Meininger in dem von ihm bisher geleiteten Bremer

Stadttheater im Frühling dieses Jahres gesehen hatte. Nach Riga! Wie klang das so verführerisch! Habe ich doch Rußland stets für meine eigentliche Heimath angesehen und mich danach zurückgesehnt. Auch hatte eine Rigenserin und lebenswürdige Collegin, Olga Lorenz, die in kurzer Zeit eine Zierde des Meininger Theaters geworden, mir oft von Riga und ihren Landsleuten vorgeschwärmt, kurz ich acceptirte und bin hier.

Die Rigenser haben mich freundlich aufgenommen. Wenn sie mir jetzt noch die vorstehende publicistische Leistung verzeihen, dann sind sie in der That das lebenswürdigste Publicum der Welt.



Anna Suhrlandt.

So oft ich mich auch im Leben schon gedruckt gesehen, — ich meine auf dem Theaterzettel, — so schwer wird mir dieser erste Schritt unter die Schriftsteller! — Wahl und Qual bei dem „Was?“ und bange Sorge vor dem „Wie!“

Ich könnte erzählen, wie ich neben den Besten unserer Kunst gespielt und sie mir die Hand gedrückt und ihre „Photographie“ geschenkt haben, — ich könnte erzählen, daß ich in Berlin die erste Frau v. d. Straß in „Böse Zungen“ war und daß der Dichter, Altmeister Laube, der die Proben leitete, mit mir zufrieden war, — ich könnte erzählen, wie wir in Leipzig mit Frl. Haase, Lebrun, Döring zu des Letzteren Jubiläum den „Nathan“ gespielt haben, eine große und erhabene Feier, mit der ich wohl viele Bogen füllen könnte, — ich könnte auch von meinem Abschied von Leipzig sprechen, der so unvergeßlich für mich ist, da er mir so viele Beweise der Anerkennung brachte, wie sie sonst nur den aus-

erlesensten Glückskindern zu Theil werden, — ich könnte erzählen, wie ich „Die Hexe“ von Zitzler in Berlin mehr als vierzig Mal gespielt und mir damit seltene Freuden von Dichter, Presse und Publicum errang, aber ich hasse die Variationen des alten Liedes: „Auch ich war in Arkadien geboren“. Ich bin zum dritten Male in meinem lieben Riga engagirt und habe hier vom Klärchen bis zur Isabella die ganze Stufenleiter dankbarer und undankbarer Frauencharaktere, bald bejubelt, bald gehaßt, herunter gespielt. Ach, und von wie viel Freude, Anerkennung und Liebe könnte ich da erst erzählen! Auch davon will ich schweigen, dankbaren Herzens schweigen.

Aber wie steht es nun mit meinem Schriftstellerthum? Geschrieben muß etwas werden! — So will ich denn aus jeder meiner drei Phasen in Riga etwas erzählen!

Auf der Bühne mit Natürlichkeit zu lachen und zu weinen, gehört bekanntlich zu den schwierigsten schauspielerischen Aufgaben, — namentlich mit Natürlichkeit zu lachen! — Indessen kann man auch des Guten zu viel thun und ich habe auf der Bühne einmal so natürlich gelacht, daß ich noch heute, denke ich daran, mich recht herzlich schäme!

Es war während meines ersten Engagements in Riga. Wir spielten „Die Bekenntnisse“ von Bauernfeld. Hugo Müller als „Baron Zinnburg“, hatte Clara Schunke, welche die Julie gab und in dieser Scene als Husaren-Offizier verkleidet ist, bei mir, die ich die Wittve Anna von Linden spielte, einzuführen und ich den vermeintlichen Offizier mit den Worten: „Nur Muth, junger Mann!“ kofett zu begrüßen. Für Diejenigen, welche mich nicht kennen, muß ich hier voraussenden, daß ich bei meinen Collegen — ob mit Recht, wage

ich nicht zu entscheiden, — im Rufe eines melancholischen Charakters stehe — und daß sie es gerne darauf absehen, mich durch Scherze, wie sie es nennen, aus meiner Trägnis zu bringen. — Die zierliche, kleine Figur der Schunke nahm sich schon urkomisch in der drallen Husarenuniform aus und als sie mit ausgezeichnet dargestellter Schüchternheit vortrat und mit dem Säbel an ihrer Seite absolut nichts anzufangen wußte, wirkte sie auf mich so erheiternd, daß ich nur mit Mühe die erste Hälfte meiner Begrüßung „Nur Muth“, hervorbrachte. Kaum hatte ich diese zwei Worte gesprochen, so flüsterte mir Hugo Müller, der mir ansah, daß dieser Moment für einen Scherz geeignet war, schnell mit einer bezeichnenden Geberde auf die Schunke, in's Ohr: „er roocht sich jut!“ — Diese weder an sich besonders witzige, noch dem Esprit Hugo Müller's angemessene, aber damals sehr „moderne“ Phrase, über die man sonst wohl kaum lachen würde, genügte in diesem unglückseligen Augenblick, um mich sofort ausprusten zu lassen und um den Rest meiner Rede war es geschehen! — Aber auch für meinen Verführer sollte die Strafe nicht ausbleiben. Hugo Müller war offenbar über seinen gelungenen Scherz so glücklich, daß er sich in vollster Hingebung mit mir zu einem Lachduett vereinigte und Clara Schunke, die niemals eine Spielverderberin war, dachte sich: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, bei Eurem Lachen die Dritte!“ Kurz, unsere Heiterkeit wurde, obgleich ich mich ein paar Mal, jedoch erfolglos, moralisch zusammenrüttelte, so andauernd und ansteckend, daß der Vorhang fallen mußte! — Director Lebrun, der hinter den Coulissen diese nicht unter seiner Regie einstudirte Scene beobachtet hatte, stürzte nun auf uns los und brummte uns an: „Nun lacht Euch ordentlich aus!“ — Ja, jetzt war

der Krampf, — denn ein solcher war es fast gewesen, — vorüber und wir waren die ernsthaftesten Leute von der Welt. Auf Lebrun's Frage: „Seid Ihr nun fertig?“ nickten wir nur stumm, — der Vorhang flog in die Höhe, wir sahen uns einander an und, — es ist schrecklich, aber wahr, — platzten noch einmal aus! Nun war aber auch bei dem Publicum kein Haltens mehr. Auf und vor der Bühne wurde bis zur Ermüdung gelacht und nur hinter den Couliissen hörten wir Lebrun's sonst so gütige Stimme nun in einem Ton, der uns glücklich wieder zur Besinnung brachte. Endlich, nach Minuten, die ja unter solchen Umständen Ewigkeiten scheinen, konnte die Vorstellung ihren nun ungestörten Fortgang nehmen, aber Dr. John Bärens, der damalige Redacteur und Kritiker der Rigaschen Zeitung, meinte anderen Tages in seiner Besprechung in äußerst gütiger Form, etwa so: „es sei auf der Bühne zwar sehr lustig, aber doch nicht ganz passend hergegangen.“

Diesen Vorfall hatte ich mir zur Warnung dienen lassen und rettete einige Jahre später durch meine Energie und Selbstbeherrschung mich und meinen Hofstaat vor ähnlicher Schmach! — Ich spielte während meines zweiten Engagements in Riga wieder einmal die Marquise Pompadour in Brachvogel's *Narciß* und mich umgab die gewohnte Schaar der Höflinge, darunter auch, wie sonst, der biedere, alte Hagelsieb, dem es sicher nicht an der Wiege gesungen war, daß er einmal ein Hofmann werden würde, als Marquis Silhouet. Auf meine Rede: „Graf du Barry, hat Seine Majestät die Festlichkeit schon angeordnet?“ hatte Hagelsieb (Silhouet) folgenden Satz zu reden: „Unter dem großen Ludwig war es Sitte, daß bei solchen Festlichkeiten immer ein besonderer Pomp

entfaltet ward.“ — — In Folge einer Neckerei seiner Mitbrüder im Chor jedoch, die ihn vor einem drolligen Versprechen gewarnt hatten, lag ihm das in dem obigen Satz vorkommende letzte Hauptwort mit einem anderen Vokal in den Ohren. Ich, nichts Böses ahnend, frage also: „ob Seine Majestät die Festlichkeit schon angeordnet und — kaum glaublich, aber buchstäblich wahr — Hagelsieb antwortet mit Würde und klarer Accentuirung: „Unter dem großen Ludwig war es Sitte, daß bei solchen Festlichkeiten immer ein großer Pump — —“ Pause — — wir wagten vor Entsetzen nicht zu athmen und zitterten, was nun kommen werde — — „angelegt wurde!“ ergänzte er endlich, froh der erledigten Pflicht! — Auf das Wort Pump paßte allerdings dieser Schluß besser, als das von Brachvogel. — Neben mir sah ich Engelhard Göbel (Choiseul) sich zu einer größeren Lachcampagne rüsten, seine Schultern zuckten convulsivisch auf und nieder, von seinen Lippen rang sich der entsetzte Ruf: „Allmächtiger Gott!“ Theodor Schröder (Graf du Barry) stieß ein ziemlich verständliches „Na, ich danke!“ aus, — der Souffleur hob beide Arme, so weit es ihm in seiner Behausung möglich war, wehklagend in die Höhe, klappte dann das Soufflirbuch zu, ihm schien das Trauerspiel ausgespielt — ich sah es in den Mienen meiner ganzen Umgebung wetterleuchten, auch bei mir war es einen Moment nicht geheuer, es bereitete sich eine allgemeine Lachexplosion vor — da raffte ich meine ganze Energie zusammen, meine berüchtigten Stirnfalten verdreifachten sich und ich braute in aller Eile ein Gesicht aus Lady Macbeth, Margaretha und Medea, kurz, bemühte mich so medusenhaft und schreckerregend, als nur möglich, meine Umgebung anzustarren, auch ergriff ich sofort in hochmüthiger Weise, wozu

ich als Pompadour die schönste Gelegenheit hatte, das Wort und welch ein Triumph! Es gelang mir! Alle fanden ihren Ernst wieder und versicherten später, ich hätte ein so schauderhaftes Gesicht gemacht, daß ihnen darüber das Lachen vergangen wäre"! — — —

Jetzt konnte ich so leicht nicht mehr in solche Verlegenheit! Das Schicksal hat mir seither so ernste Gesichter gezeigt, daß ich das Lachen fast verlernt habe, wie ich denn eigentlich ja auch schon durch mein schauspielerisches Fach mehr mit dem Weinen vertraut bin. Lassen Sie mich darum zum Schluß nur noch erzählen, wie ich einmal hier auf der Bühne echte Thränen vergossen habe.

Es war bei meinem ersten Auftreten zu Beginn meines dritten Engagements in Riga am 12. Aug. 1881. — Als ich im „Effer“ als „Königin Elisabeth“ hervortrat, ward mir seitens der lieben Rigenser ein so warmer, ungekünstelter und ursprünglicher Empfang, daß es mir heiß zum Herzen schoß, meine Augen sich verdunkelten und ich fühlte, wie mir die Thränen über die Wangen rollten; es währte Minuten bis ich meine Rede beginnen konnte. Aber was war das für eine Elisabeth! Mit thränenenerstickter Stimme sprach ich, mit vor innerer Bewegung zitternden Lippen stand ich da! Gewiß eine seltene Situation für die Darstellerin einer Elisabeth. Die Herren Minister waren nicht wenig erstaunt, eine so weichherzige Königin in mir zu haben und erst als sie den Liebling Effer für einen Verräther erklärten, wurde ich wieder hart und Elisabeth fand ihre gewohnte Mannheit wieder. Und dieser letzte Empfang, dieser Beweis der mir treu gebliebenen Anhänglichkeit meiner lieben Rigenser hallt noch in meinem Herzen nach und hat mir seither über so

manche trübe Stunde hinweggeholt, in der es mir geschienen,
als sei das Bächlein meines künstlerischen Wirkens nahe dran
im Sande zu versickern. Dann sagte ich mir die Trostesworte:

„Laß sein die Klage! Wen'gen vorbehalten
Ist hier das Loos: hoch von der Menschheit Zinnen
Ein stolzes Banner glorreich zu entfalten.
Laß sein die Klage! Hellen Blick's beginne
In deinem engen Kreise frisch zu schalten
Und auch das Kleine thu' mit großem Sinne.“



Franziska Weigel.

 **M**ein lieber, mir unvergeßlicher Lehrer, der mich für das Theater vorbereitete, war, noch aus der alten Schule stammend, entschieden der Meinung, daß man unbedingt zuerst an kleinen Bühnen anfangen müsse. Als endlich der heißersehnte Zeitpunkt gekommen war, wo ich die Bretter, so die Welt bedeuten, betreten sollte, hatte er mir bei einer kleinen reisenden Gesellschaft, welche die Städte im Umkreis unserer Residenz besuchte, ein Engagement als naive Liebhaberin verschafft, welches mir neben der Gelegenheit, mein Talent so recht nach Herzenslust zu entfalten, noch den Vortheil bot, wenn mich irgend Heimweh oder sonst Neue befiel, schnell in den Schutz meines elterlichen Hauses zurückkehren zu können.

Mein erstes Debut, Klärchen im Birch-Pfeifferschen Stück „Steffen Langer aus Glogau,“ war außerordentlich gut für mich vorübergegangen, und Niemand auf der ganzen Welt

konnte glücklicher sein als ich. Am andern Tage besuchte mich der Director, um mir zu meinem Erfolg zu gratuliren und brachte, wie er sagte, als „Belohnung“, eine neue, sehr schöne Rolle. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich las „Die Räuber,“ Kosinsky — ein böhmischer Edelmann, Frl. Weigel. Der Director, welcher mein verblüfftes Gesicht sah, erklärte mir mit ernster Würde, daß diese Rolle bei seiner Direction stets von der „Naiven“ besetzt sei, da doch die „Tragische“ die Amalie spielte. Als ich schüchtern erwiderte, daß es doch aber wohl eine Männerrolle sei, entgegnete er mit einem überlegenen Lächeln und einer Unfehlbarkeitsmiene, er habe die Beobachtung gemacht, daß die Rolle des Kosinsky von einer Dame gespielt, sich bedeutend besser mache, indem der Kontrast zwischen dem noch unschuldigen Kosinsky und dem bereits gefallenem Moor viel drastischer hervortrete. Daß von seinem kleinen Herren-Personal schon jeder zwei Rollen spielte, ließ er natürlich ungesagt. Um schließlich völlig über meine Zweifel zu siegen, specularte er auf meine Eitelkeit, da er mir ein Kostüm in Aussicht stellte, wie es jedenfalls kein Theater der Welt besser aufzuweisen habe und welches seine Frau für mich selbst anfertigen würde.

Der Abend kam heran und der Anzug war über meine Erwartung schön ausgefallen: rosa Cachemir, verschwenderisch mit Kaninchensfell besetzt, unter welchem aber ein muthiges Herz schlug, glücklich einen Helden darstellen zu können. Nur der lange Schleppsäbel war mir bei allen Bewegungen höchst fatal. Man denke sich in diesem hellen Kostüme Kosinsky, den Räuber Moor in den böhmischen Wäldern suchend.

Nun, die große Erzählung war ohne Unfall glücklich vorüber. Der vierte Act beginnt, die Räuber sind gelagert,

und ich als Kosinsky stehe malerisch und martialisch auf meinen Säbel gestützt etwas im Vordergrund, von den Andern abge sondert.

Karl Moor giebt bekanntlich sein Kommen durch Abfeuern mehrerer Schüsse kund. Auf der Probe war es nicht markirt, ich auch nicht aufmerksam darauf gemacht worden, also vollständig ahnungslos, erschrecke über den furchtbaren Knall dermaßen, daß ich sehr laut schreie, der Säbel entfällt meinen Händen, und mit beiden Händen mir die Ohren zuhaltend, sinke ich so recht mädchenhaft in die Knie und bleibe so eine Minute fassungslos liegen. Doch auch das Publicum war momentan über dieses Unerwartete so verduzt, daß man die Komik der Situation nicht gleich erfassen konnte, auch glaubten vielleicht Einige, der Hauptmann habe in der Zerstreuung seinen neuen Bundesgenossen getödtet. Erst nach und nach kam das Verständniß, denn als ich später sehr gefaßt und wieder ganz im Ton meiner Rolle an Moor herantrat mit den Worten: „Gieb uns Ordre Hauptmann, was sollen wir beginnen“, brach ein homerisches Gelächter mit andauerndem Applaus los.

So endete mein erster und letzter Versuch im Fach der jugendlichen Helden und Liebhaber.



Ludwig Würzburg.

Während meiner Engagementszeit in dem reizenden Graz erhielt ich zuweilen Gastspielanträge von den Directoren kleiner Theater, die in den Städten und Städtchen Steyermarks ihr kümmerliches Dasein fristeten. Standhaft wies ich alles, theils aus Mangel an Zeit, theils aus Mangel an Lust, ab. Einmal jedoch nahm ich an, und an diese Gastspielreise knüpft sich ein Ereigniß, das mir geeignet scheint, hier wiedererzählt zu werden.

Ich war Vormittags in M. angekommen und hatte Wohnung im sogenannten „ersten“ Hôtel, zum Erzherzog Johann, genommen. In Steyermark sind sehr viele Hôtels so benannt, und zwar nach dem Onkel des jetzigen Kaisers von Oesterreich, dem Erzherzog Johann. Letzterer ist in dortigen Landen eine sehr populaire Persönlichkeit gewesen; als einfacher Jäger durchstreifte er die Berge, die Wälder des schönen Gebirgslandes, verliebte sich in die hübsche Tochter

eines Postmeisters, heirathete sie, und — was das Bemerkenswertheste — hat mit ihr in sehr glücklicher Ehe gelebt. Noch während meiner Anwesenheit in Graz habe ich die Gräfin von Meran — so hieß seine Gemahlin später — häufig gesehen; sie hatte in der Hauptstadt Steyermark's ein Palais und wurde allgemein geachtet und verehrt. Ein Gegenstück zur Philippine Welsch, die, wie man behauptet, von ihrem fürstlichen Gatten, trotz Anfangs gezeigter großer Liebe, vergiftet wurde. In der kleinen Kapelle der schönen Hofkirche zu Innsbruck, in der sich das berühmte Grabdenkmal Kaiser Maximilian's befindet, ruhen Erzherzog Ferdinand, Philippine Welsch und die Hofdame, der sie schließlich weichen mußte, friedlich bei einander. — Doch zurück nach M.

Ich spielte am Abend in Schiller's Räubern, und die Vorstellung ging ganz gut. Amalia jammerte mit dem alten Moor um die Wette, Karl zeigte eine Lungenkraft, die mich recht besorgt in Betreff des kleinen, schon sehr auffälligen Theaters machte, und die Canaille Franz, meine Wenigkeit, wurde von einem sehr zahlreich anwesenden Publikum höchst beifällig aufgenommen. Etwas zu beifällig, wie mir schien; denn jedesmal, wenn ich hervortrat, um mich zu verbeugen, tönte mir aus der ersten Reihe des Parquets „hurtig wie Donnergepolter“ ein so dröhnender Ruf, der von einer Person auszugehen schien, entgegen, daß ich mich unwillkürlich nach jener Seite wenden mußte, um nur durch eine Extraverbeugung dieser durchaus nicht schön klingenden Beifallsbezeugung ein Ende zu machen. — Am andern Morgen unterzog ich mich der schwierigen Kunst des Bartscheerens mit schwerem Herzen, denn der Jüngling, welcher mir aus dem „ersten Friseur-, Haarschneide- und Rasirgeschäft“ zugeschiedt war, sah

durchaus nicht Vertrauen erweckend aus; ich mußte auch wirklich die Operation unterbrechen und um einen anderen Jüngling „mit lockigem Haare“ bitten; aber auch dieser war nicht geschickter, und nachdem ich wie weiland Marshas von Apollo im wahrsten Sinne des Wortes geschunden war, machte der Herr Principal, ein Meister in seinem Fache, durch einige kühne Striche der peinlichen Situation ein Ende. Da ich um 11 Uhr wieder abreisen wollte, ordnete ich meine Sachen und war gerade im Begriff meinen Koffer zu schließen, als ein Kellner die Thür öffnete und mir, eine Karte überreichend, meldete, der betreffende Herr hätte vorgelassen zu werden. Auf der Karte stand: Geza, Graf L. — Bald darauf erschien ein Herr von ungefähr 35 Jahren in meinem Zimmer, der, wie ich bemerkte, sehr stark hinkte; die schlanke, schöne Gestalt, das bleiche Gesicht, von einem dunklen Vollbart umrahmt, die tadellose Toilette, das feine aristokratische Benehmen machten einen wohlthuenden Eindruck auf mich.

„Ich komme“ — begann der Graf, nachdem wir uns gesetzt hatten — „Ihnen meinen Dank für Ihre gestrige Leistung auszusprechen.“

Aha, dachte ich, einer von jenen Neugierigen, die stets die Bekanntschaft der „Gastirenden“ zu machen suchen, und sich niemals um die Schauspieler kümmern, die in der Stadt engagirt sind, in welcher sie (nämlich die Neugierigen) leben. Und wie oft sind die Engagirten talentvoller als die Gastirenden. — Nach einigen ablehnenden Worten von meiner Seite, fuhr der Graf fort: „Wir haben erst vor kurzer Zeit einen Künstler aus Wien in dieser Rolle gesehen, der mich durch seine Auffassung des Franz Moor im höchsten Grade verlegt hat.

Er spielte ihn wie einen gemeinen Verbrecher, dessen Physiognomie er sich aus dem Album einer Criminalpolizei geholt zu haben schien.“

„Diese Auffassung scheint mir allerdings nicht begründet“, erwiderte ich. — „Der vornehme Burgherr hat sicherlich auf die Erziehung seines Sohnes Franz ebensoviel verwendet, als auf die seines Sohnes Karl. Man darf doch auch nicht vergessen, daß Franz ein Graf ist, der entschieden mit den guten Manieren eines solchen erscheinen muß.“

„Gewiß“, antwortete mein Besuch, „es war Schiller eigentlich wohl nur um Karl und Amalia zu thun; er wollte durch sie Wahrheiten aussprechen, die seine Brust bewegten; mit kühner, sorgloser Hand warf er die Schatten, welche das Licht seiner Idole erhöhen sollten. So mag es wohl gekommen sein, daß auf Franz von Moor außer der Haupthandlung noch einzelne Gräuel gehäuft sind, die zu seiner Characterzeichnung durchaus nicht nöthig waren. — Franz muß doch von seinen nächsten Verwandten sehr zurückgesetzt worden sein. In dieser schlechten Behandlung des Franz kann der erste Grund seines Grolls liegen. Der blendende Karl wurde ihm stets vorgezogen; Karl wurde von seinem Vater, von Amalia rückhaltlos geliebt; Franz wird vernachlässigt, vielleicht auch deshalb, weil sein Äußeres so sehr dem seines Bruders nachstand. — Franz wirft dem Vater vor: „der trockene, kalte, hölzerne Franz — der wird einmal zwischen seinen Grenzsteinen sterben, wenn der Ruf dieses Universalkopfes (Karl's) von einem Pole zum anderen fliegt.“ Kalt und trocken beweist sich aber Franz nicht; aber so muß ihn doch der Vater im Vergleich mit seinem Liebling Karl

genannt haben. — Hat der schwache Vater, haben Amalia und Karl, im Besitz aller Vorzüge, die Natur und Liebe auf sie gehäuft, nicht gegen Franz gefehlt? — Verstand hat Franz; „warum mir diese Bürde von Häßlichkeit?“ — der Häßliche, der es weiß, glaubt und sich sagt, daß er häßlich ist, besitzt Verstand. „Sie versagte mir das Spiel des Herzens, der Liebe überredendes Geschwätz“ — er weiß, daß er nicht geliebt wird, er wollte also doch geliebt sein und ward zurückgestoßen.

„Den Bund der Seele will ich zerreißen, da er mich ausschließt.“ — „Er wünscht doch also einen Bund der Seele und klagt das Geschick an, das ihn ausschließt. — In der That, man ist wohl im Stande, die Handlungsweise des Franz aus rein menschlichen Motiven zu erklären“.

„Halten Sie unseren bössartigen Helden nicht auch für feig“, fragte ich.

„Gewiß ist er feig“, meinte der Graf. „Ist es nicht Feigheit, daß er vor Amalia, als diese, eine schwache Frau, ihm das Schwert entreißt, entflieht. Nun, und wer das thut, wird sicherlich auch vor den übergroßen Wahnbildern seiner aufgeregten Phantasie zusammenschauern, selbst wenn er ein muthigeres Naturell besäße, als es dem Franz Moor thatsächlich zu eigen ist.“

In ungemein geistreicher Weise plauderte mein Besuch fort; wir kamen auf Shakespeare, dann auf den Lieblingsdichter der Oesterreicher, auf Franz Grillparzer, und schließlich auch auf Malerei und das in den letzten Zügen liegende Kunsthandwerk. Ich sah bald ein, daß ich keinen neugierigen Theaterenthusiasten vor mir hatte, sondern einen Mann, der sowohl

in der Literatur, als auch in den bildenden Künsten außerordentlich bewandert war und ich war froh, den Rest meines Aufenthalts in M. in so angenehmer Weise verbracht zu haben.

„Haben Sie denn schon die Merkwürdigkeiten in unserer Stadt in Augenschein genommen?“ — fragte der Graf.

„Man sagte mir, es gäbe hier nichts Bemerkenswerthes“, erwiderte ich.

„O, da hat man Sie falsch berichtet; wir haben einen uralten Dom, der mit seinen Sarkophagen Ihnen gewiß nicht uninteressant sein dürfte. Sie haben ja noch eine Stunde Zeit bis zu Ihrer Abreise; wenn Sie also gestatten, so mache ich Ihnen Cicerone. Der Dom ist hier ganz in der Nähe“.

„Ich nehme mit Vergnügen an“, sagte ich. „Verzeihen Sie, nur einen Augenblick, ich will meinen Paletot nehmen; da es nicht weit ist, so können wir ja schnell hinüberfliegen und ich werde doch noch zur rechten Zeit am Bahnhof sein.“

Mit diesen Worten ging ich zum Schrank, um mich zum Ausgehen fertig zu machen.

Der Graf war aufgestanden. — Eine kleine Pause entstand.

„Ja, ja, ganz recht, daran habe ich ja garnicht gedacht! Wir können es uns ja bequem machen. — Lassen Sie doch Ihren Paletot, mein Herr; der wird Ihnen nur hinderlich sein.“

Ich wandte mich um, denn diese letzten Worte hatte der Graf in so eigenthümlicher Weise gesprochen, daß ich erstaunte. Er stand hochaufgerichtet am Tisch und starrte in's Leere.

„Sie meinen, ich soll ohne Paletot ausgehen?“ begann ich wieder. „Das dürfte nicht rathsam sein; es ist sehr kalt heute.“

„Ja, wenn Sie gehen, wenn Sie gehen!“ — stieß der Graf hervor. „Aber wir gehen ja nicht, wir fliegen ja! wir fliegen ja! das ist viel schöner, viel leichter! — So kommen Sie doch!“

Mit diesen Worten eilte er zum Fenster und riß die innere Hälfte des doppelten Glases auf. — Ich wußte noch immer nicht, ob das Scherz oder Ernst war; — aber ich sollte nicht lange im Zweifel bleiben. — Der Graf begann nun heftig an dem Theil des Fensters zu rütteln, der noch geschlossen war. Da das Fenster widerstand, stieg er auf einen Stuhl, dann auf die Fensterbank und stemmte sich mit voller Kraft gegen die Scheiben. Mein Zimmer lag im zweiten Stock; ein Sturz aus dem Fenster wäre der sichere Tod gewesen. Ich sah, daß ich einen Wahnsinnigen empfangen hatte und athemlos eilte ich ans Fenster, indem ich den Körper des Unglücklichen umflammerte und ihn herunterziehen suchte.

„Lassen Sie mich“, — schrie er, — „ich muß heraus! Sehen Sie nicht den Vogel? — dort, dort fliehet er, jetzt sitzt er auf dem Dache gegenüber! Er winkt immerfort! Ich komme! Es ist meine Gattin, mein geliebtes Weib! Ich kann ja nur mit ihr sprechen, wenn ich fliege. Lassen Sie mich, ich beschwöre Sie, mein Herr; ich muß ja mit meiner Gattin sprechen!“ Diese letzten Worte sprach er mit flehender Stimme, während ihm Thränen über die Wangen rollten. — Ich ließ ihn nicht los, sondern versuchte mit Aufgebot all meiner

Kräfte ihn vom Fenster fortzubringen; als dieses noch immer nicht seinen Anstrengungen nachgab, zerhlug er die Scheibe und durchschnitt sich die Hand, daß das Blut herabfloß. — Plötzlich wandte er sich um und schrie: „Du sollst mit mir kommen, Schurke; Du hast Deinen Vater ermordet, Deinen Bruder ermordet! Ich will Dich in den Himmel führen und fragen, ob Du dazu ein Recht hatteſt.“ Mit diesen Worten wollte er mich bei der Brust packen, verlor jedoch das Gleichgewicht und stürzte, mich mit sich reißend, glücklicherweise zu Boden. — Dicht beim Fenster war die Verbindungsthür zu einem anderen Zimmer; ich hörte einen Herrn in demselben und rief diesem zu, mir doch zu Hilfe zu eilen, oder den Wirth zu rufen; der Herr antwortete, ich hörte wie er die Thür öffnete und die Treppe hinunter eilte. — Minuten vergingen — eine Ewigkeit —; der Graf war immer bemüht, mich zur Fensterbank hinaufzuzerren, und ich fühlte, daß ich, da er mir an Kräften weit überlegen war, nicht lange mehr würde widerstehen können. — Da endlich Geräusch — man kommt die Treppe herauf — die Thür wird aufgerissen — der Wirth, einige Bedienstete des Hôtels, mein Zimmernachbar stürzen in's Zimmer und befreien mich von dem Unglücklichen, der anfangs noch wie rasend um sich schlug, dann jedoch ganz apathisch wurde und schließlich wie ohnmächtig fortgetragen wurde. — Bald darauf fuhr ich zum Bahnhof, nachdem mir mein Hötelwirth noch mitgetheilt hatte, daß der arme Graf seit dem Tode seiner jungen Gattin, mit der er kaum ein Jahr zusammengelebt hatte, wahnsinnig geworden war, indem er sich einbildete, fliegen zu können. Bei einem solchen Versuche wäre er aus dem ersten Stock seiner Wohnung gestürzt und hätte das Bein gebrochen. Er wäre bereits in einer

Anstalt gewesen, aber als geheilt entlassen worden. — Nachmittags kam ich wieder in Graz an. — Ich weiß heute nicht mehr, wie das Theater in M. ausgesehen hat, ich weiß nicht, ob meine Amalia blonde oder braune Augen hatte, wie überhaupt die Schauspieler hießen, mit denen ich dort zusammen wirkte — nur zuweilen beschleicht mich eine wehmüthige Erinnerung an den unglücklichen Grafen, der durchaus fliegen wollte.

